





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Raissas Raubtier-Horror

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Raissas Raubtier-Horror

John Sinclair Nr. 409

von Jason Dark

erschienen am 06.05.1986

Titelbild von Cebollo

Sinclair Crew

Raissas Raubtier-Horror

Vor Tobe Tanner stand eine der tollsten Frauen, die er je zu Gesicht bekommen hatte!

Im Dorf hatte er sie zum ersten Mal gesehen, war ihr bis zu ihrem Wagen gefolgt. Er hatte sie aber nicht einsteigen lassen. Als sie ihn bemerkte, floh sie in die alte Bauruine, in der sich früher mal Extremisten herumgetrieben hatten.

Tobe Tanner holte tief Luft. Er hatte ein Gewehr mitgenommen und bedrohte damit die Frau. – Bei der Verfolgung der Schönen waren sie zu zweit gewesen. Ike hatte verloren, deshalb wollte sich zuerst Tobe mit der Kleinen vergnügen.

»Ike!« rief er, ohne die Langhaarige aus den Augen zu lassen.

»Ich habe sie vor dem Rohr!«

»Okay, ich komme!«
»Nein, du bleibst, wo du bist. Ich habe gewonnen.«
»Wie lange soll ich warten?«
»Halbe Stunde.«
Ike lachte so laut, dass Tobe es durch die dicken Wände hörte.
»Schnauze, Mann. Die Süße hier muss man genießen.« Er nickte dem Mädchen mit den langen, dunkelbraunen Haaren zu. »Ist doch so – oder?«
Sie gab ihm keine Antwort, und das ärgerte Tobe. »Du sprichst wohl nicht mit jedem, wie?«
»Bitte, Mister, ich…« Sie sprach sehr langsam und betont. Man hörte es, dass sie aus einem fremden Land kam. »Lassen Sie mich doch gehen!«
»Nein.«
Ihr Gesicht zeigte einen verzweifelten Ausdruck. »Weshalb nicht? Sie tun sich keinen Gefallen damit. Glauben Sie mir!« Ihre Stimme klang sehr ernst, und für einen Moment hatte sie auch Hoffnung, denn Tobe Tanner nickte. Sein flächiges Gesicht veränderte sich dabei. Es zeigte ein sprödes Lächeln.
»Wie heißt du eigentlich?«
»Raissa!«
»Ein irrer Name, Süße, wirklich. Ein toller Name. Er gefällt mir. Ich will dir mal etwas sagen. Ich hänge hier in diesembeschissenen Land. Man hat mich in die Miliz gezwängt. Ich rieche nur Pulver und Waffenöl. Hin und wieder auch Whisky, wenn wir davon träumen, heiße Weiber im Arm zu halten. Verstehst du das?«
»Nicht ganz.«
Er lachte knarrend. »Das kannst du auch nicht, Raissa. Das wirst du nie können.« Er streckte seine freie Hand aus. »Und dann läuft mir so etwas wie du über den Weg. Einfach so. Glaubst du denn, dass ich dich laufen lasse?«
Sie hob die Schultern. »Ich würde es an Ihrer Stelle tun.«
»Und wenn nicht?«
»Werden Sie es schrecklich zu büßen haben!« erklärte sie. Und es war kein Bluff.
Das spürte auch Tobe Tanner. Trotzdem ging er von seinem einmal gefassten Vorsatz nicht ab. »Nein, Raissa, nein! Ich habe mich entschieden, und ich werde es durchziehen.« Er musterte sie von oben bis unten. Sie trug das Haar offen, sodass es fächerartig auf ihren Schultern lag.
Auf dem Kopf hatte sie eine seltsame Krone. Sie schimmerte gelbgold. Das Gesicht wirkte unter dem langen Haar etwas gedrungen.
Die Augen standen schräg. Das wies auf ihre mongolische Abstammung hin.

Ihr Alter schätzte Tobe auf zweiundzwanzig, möglicherweise auch zwei, drei Jahre jünger. Und wenn er genauer in dieses Gesicht mit dem etwas ordinären Ausdruck schaute, entdeckte er das, vor dem er sich in seinem tiefsten Innern fürchtete.

Die Gier und das Tierische.

Dennoch ließ der Mann nicht seinen Verstand sprechen. Er wollte dieses Weib, dieses exotische Sexsymbol, dessen Körper noch unter einem langen Mantel versteckt war.

Er nickte ihr zu. »Genug geredet, Raissa. Ich will nur etwas Spaß haben, und du wirst ihn auch bekommen. Weg mit dem Mantel!« Er hatte sehr hart gesprochen, und Raissa zuckte zusammen. Tobe verstand die Reaktion richtig. »Willst du nicht?«

»Lassen Sie es bleiben!«

»Nein!«

»Dann gut!« Sie blickte ihn an und auch das Gewehr. Widerstand war zwecklos. Zögernd zog sie sich den Mantel aus.

Tobe stöhnte auf, als er sah, was unter dem Mantel für Kleidungsstücke zum Vorschein kamen.

Da war so gut wie nichts. Er war voll auf diesen Körper konzentriert, der gar nicht mal schlank war, sondern ziemlich muskulös, aber mit Proportionen versehen, die einen Mann um den Verstand bringen konnten.

Die prallen Brüste waren notdürftig von einem goldschimmernden Oberteil verhüllt. Und das Stückchen Stoff, das sie als Slip trug, war nicht der Rede wert. Um den Hals trug sie eine Kette, wie Tobe sie noch nie gesehen hatte. Er konnte nicht mehr länger warten.

»Leg deinen Mantel dahin – und dich drauf!«

Sie schaute ihn noch einmal an. Diesmal länger. Tobe hatte das Gefühl, plötzlich in ein völlig anderes Augenpaar zu schauen. Es leuchtete kalt wie Gletschereis.

Raissa gehorchte. Sie drehte sich und breitete den Mantel aus. So konnte er nicht erkennen, dass sie etwas darunter hervorholte.

Erst als sich das Mädchen wieder umwandte, sah er, was es in der rechten Hand hielt.

Es war ein Speer.

Zuerst wollte er wütend werden, dann dachte er an sein Gewehr, das er bei sich trug, und begann lauthals zu lachen.

»Was willst du denn damit?« fragte er erstaunt. »Sag mal, bist du verrückt? Willst du mit dem Zahnstocher gegen mein Gewehr ankommen? Mach dich nicht lächerlich.«

»Zum letzten Mal, geh! Du hast mich gesehen, du hast meinen Körper gesehen, das muss dir reichen!«

»Ich kann ihn sehen, aber ich will ihn fühlen.« Er spreizte die Hand. »Damit will ich dich fühlen, Raissa. Alles, verstehst du?«

Sie nickte. »Dann lass dich bedauern,« erwiderte sie nur.
Komisch, er hatte über die letzten Worte lachen wollen, doch er schaffte es nicht. Etwas saß in seinem Hals und schnürte ihm die Luft ab, und er spürte, dass er sich übernommen hatte. Plötzlich kam ihm Raissa wesentlich stärker vor, aber nie wäre es ihm eingefallen, einen Rückzieher zu machen.
Um seine Angst und Unsicherheit zu überbrücken, begann er zu schreien. »Leg dich endlich hin, verdammt!«
Raissa bückte sich, und es sah tatsächlich so aus, als wollte sie der Aufforderung nachkommen.
Deshalb entspannte sich Tanner ein wenig, atmete aus und ließ die schwere Waffe sinken.
»Ich habe dich gewarnt!« schrie Raissa. Es klang wie das Fauchen eines Raubtieres. »Die Rache wird dich töten!«
Tanner schoss nicht. Er war zu überrascht, denn sie malte mit ihrer Lanze zwei Figuren in die Luft.
Und jeder Strich wurde durch einen Streifen aus Feuer nachgezeichnet.
Die Augen des Mannes wurden weit. Er konnte nicht begreifen, was sich da abspielte. Das war Hexerei, Zauberkult, der nackte Irrsinn, denn die gezeichneten und jetzt auf dem kalten Steinboden stehenden Figuren begannen zu leben.
Sie lebten nicht nur, sie knurrten auch gefährlich.
Tobe Tanner zog sich zwei Schritte zurück. Er hörte dabei das raue Lachen der dunkelhaarigen Raissa und starrte haargenau auf das, was sie durch dieses Zeichen mit der Speerspitze geschaffen hatte.
Zwei mörderische Raubtiere.

***

Tobe Tanner hielt die Luft an. Er spürte, dass etwas in ihm vorging.
Tief in seinem Körper hatte es sich gebildet, stieg hervor, krallte sich von innen her um seine Kehle und sorgte dafür, dass er nicht mehr atmen konnte. Es waren die Angst und der Schock, dieser urtriebhafte Drang, der sich freie Bahn durch einen Schrei oder irgendetwas verschaffen wollte, es aber nicht konnte.
Sein Blick konzentrierte sich auf die Tiere.
Sie standen da wie Denkmäler. Zwei Prachtexemplare mit einem herrlichen Fell bedeckt. Sie taten nichts, waren da, drohten durch ihre Anwesenheit und schienen aus einem Urweltdschungel zu stammen.
Das eine Tier war rabenschwarz. Es erinnerte an einen Panther, hatte aber die doppelte Größe.
Rot und grausam leuchteten die Augen des Riesentieres.
Das zweite Tier wies Ähnlichkeit mit einem Säbelzahntiger auf, ohne allerdings einer zu sein.

Warmer Geifer schäumte aus seinem Maul und fiel in dicken Tropfen auf den Boden.

Ein Säbelzahntiger?

Aber das war unmöglich! Falls es diese Bestien überhaupt gegeben hatte, dann in früheren Zeiten, in der Urwelt. Diese Gedanken schossen durch den Kopf des Mannes, der weder vor noch zurück konnte.

Und Raissa lächelte wissend, überheblich und gleichzeitig gemein.

Tobe Tanners Blick irrte ab, weil sich Raissa bewegt hatte. Sie bückte sich und streckte ihren Arm aus, wobei sie die Hand schon gespreizt hatte.

Fünf Finger fuhren in das Fell des pechschwarzen Panthers und wühlten es gegen den Strich auf. Das hätte ein normales Tier kaum hingenommen, aber dieser schwarze Koloss begann zu schnurren.

Erst sanft, dann intensiver. Seine wohligen Laute erzeugten bei Tobe Tanner eine Gänsehaut auf dem Rücken.

Raissa kniete jetzt neben dem Tier mit den roten Augen. Der Säbelzahntiger stand nur eine Schrittlänge entfernt und schaute zu. Er hatte den Kopf vorgebeugt. Dicht hinter seinem Hals schaute wie ein kleiner Hügel ein Wirbel hervor, der von seinem Fell hart umspannt wurde. Das Tier sah fast friedlich aus, aber das täuschte.

»Du kommst hier nicht raus!« flüsterte Raissa plötzlich. »Ich hatte dich gewarnt, jetzt ist Schluss. Wer nicht hören will, muss sterben.«

Sie veränderte das Sprichwort in ihrem Sinne.

Tanner erinnerte sich wieder an sein Gewehr. Und er dachte daran, dass er so wehrlos nicht war, wie die andere es sich wohl gewünscht hätte. Wenn die Bestien angriffen, würde er schießen und ihnen die Kugeln ins Fell brennen.

»Okay, dann!« keuchte Tanner. »Du hast es nicht anders gewollt. Ich habe nur etwas Spaß haben wollen, jetzt aber wird es ernst. Verdammt ernst sogar.«

Er ging ein paar Schritte zurück. Durchgeladen war die Waffe. Er hob sie an, sodass die Mündung auf den Panther zeigte.

Er wollte ihm in den Kopf schießen.

Der Panther knurrte nicht mehr. Er stand plötzlich wieder still, auch Raissa löste ihre Hand aus dem Fell.

Sie drückte sich hoch. Langsam und geschmeidig. Der Säbelzahntiger hob seine linke Vorderpfote. Augenblicklich visierte Tanner ihn an, und er hörte, wie die Frau einen kurzen, zischenden Befehl gab.

Aus dem Stand wuchtete der Panther Tobe Tanner entgegen. Es war ein kraftvoller Sprung. Tanner konnte nicht mehr ausweichen, er schoss.

Schnell hintereinander drückte er ab. Die Geschosse peitschten aus dem Lauf und jagten in den Körper der schwarzfelligen Bestie.

Das Klatschen hörte er nicht, dafür Raissas Lachen.
Die wenigen Sekunden, die ihm noch blieben, empfand er als doppelt so lang. Er sah den gewaltigen schwarzen Körper, der immer größer wurde, und das grässliche Maul.
Wie schnelle Schatten kamen die Pranken.
Und die erwischten ihn voll.
Es waren Hammerschläge, die auf ihn einprasselten, seine Kleidung zerrissen und erste Furchen in seiner Haut hinterließen. Tobe Tanner knallte auf den Rücken, sein Hinterkopf schlug gegen den Stein. Er spürte die Schmerzen und dasdumpfe Gefühl im Schädel nicht, etwas anderes war viel schlimmer.
Heißer Raubtieratem und die langen Krallen erwischten sein Gesicht.
Die Welt um ihn herum erstickte in einem Film aus Blut. Plötzlich war nichts mehr da, keine Schmerzen, keine Angst, aber auch kein Leben. Tot lag Tobe Tanner auf dem kalten Boden.
Der Killerpanther drehte sich lässig um und glotzte Raissa an.
Sie nickte ihm zu. Ein Lächeln hatte sich auf ihre Lippen gelegt.
»Das hast du gut gemacht, mein Kleiner!« flüsterte sie. »Verdammt gut.« Wieder bückte sie sich und vernahm das zufriedene Knurren des Raubtieres.
Raissa aber blickte zur Tür.
Dahinter wartete der zweite.
Und auch den wollte sie sich nicht entgehen lassen.

***

Schüsse!
Ike, der vor der Tür warten musste und sich darüber geärgert hatte, schreckte plötzlich hoch. Er hatte sich schon vorgestellt, was er mit der Dunkelhaarigen alles anstellen würde, doch das harte Hämmern des Gewehrs riss ihn brutal aus seinen Träumen. Er drehte sich um, lief auf die Tür zu, wollte sie schon aufreißen, als ihn eine innere Stimme warnte.
Es war der Instinkt, der ihn verharren ließ. Für einen Moment nur blieb er stehen, sein Gewehr im Anschlag, dann ging er zurück, zögernd, als würde er sich vor etwas fürchten.
Der Blick des Mannes flackerte. Er wusste nicht, was er unternehmen sollte, denn hinter der Tür war es still geworden. Drei oder vier Schüsse hatte er gezählt, und er kannte Tobe Tanner. Der war kein Killer. Er schoss nur, wenn es nötig war und sein Leben bedroht wurde.
Aber wer hatte das getan?
Die Frau?
Ike konnte es nicht glauben. Nur dachte er wieder an die Warnung seines Unterbewusstseins, und das alles ließ ihn ungemein vorsichtig

werden. Deshalb zog er sich zurück.

Auf dem Grundstück standen zahlreiche Brandmauern. Sie zeigten noch an ihren Seiten die Spuren der Kämpfe. Kugeleinschläge wechselten sich mit tief grauen Brandflecken ab. Der Putz war sowieso nicht mehr vorhanden, sodass nacktes Mauerwerk durchschimmerte.

Zum Glück fand er noch eine Nische. Früher musste dort eine Toilette gewesen sein. Nicht weit davon entfernt führte eine Treppe in die Höhe. Ein Absatz hing noch als Fragment in die Tiefe. Ike wunderte sich darüber, dass die Reste noch nicht eingestürzt waren.

Er blieb in der Nische. Sie war gerade breit genug, dass er hineinpasste. Und so blieb er stehen, das Gewehr dabei im Anschlag. Er hatte einen guten Platz gewählt, da sein Blick auf das freie Gelände des Trümmergrundstücks fiel und er das Mädchen sehen musste, wenn es den Raum verließ.

Dann würde er mit ihr über einiges sprechen.

Noch hörte er nichts.

Zudem lag die Straße zu weit entfernt, als dass er hätte etwas wahrnehmen können. Hin und wieder rollte dort ein Wagen entlang. Er sah auch nur das Blitzen der Scheinwerfer, die wegen des in der Luft hängenden Dunstes eingeschaltet werden mussten.

Ein Geräusch schreckte ihn auf.

Es war das Quietschen einer Tür. Er hatte es schon zweimal gehört, als das Mädchen dort verschwunden und Tobe ihm gefolgt war.

Kehrte er jetzt zurück? Ike konnte sich nicht vorstellen, dass Tobe die Kleine erschossen hatte. Die Schüsse waren sicherlich nur als Warnung gedacht gewesen, und so rechnete er damit, beide zu sehen. Tobe würde ihm sagen, dass er kommen konnte.

Ike war von dieser Theorie so überzeugt, dass er sich nachvorn schob, um die Nische zu verlassen, doch er zuckte blitzschnell wieder zurück.

Höchstens für die Dauer einer Sekunde hatte er nach rechts blicken können.

Das allerdings reichte.

Von Tobe war nichts zu sehen gewesen. Dafür von der Dunkelhaarigen, die noch auf der Schwelle stand und von zwei monströsen Tieren flankiert wurde.

Sie sahen aus wie Panther und Tiger!

Ikes Herz hämmerte plötzlich im Hals. Damit hatte er nicht gerechnet. Er fragte sich, woher die beiden gekommen sein mochten.

Sie konnten doch nicht da gelauert haben.

Und er sah auch noch die Geste, als sich die Dunkelhaarige mit einer lässig anmutenden Bewegung ihren Mantel über den fast nackten Körper hängte.

Ike konnte es nicht fassen. Er war wie vor den Kopf geschlagen.

Dass er sie etwas fragen wollte, hatte er ebenfalls vergessen. An seine Waffe dachte er auch nicht mehr.

Mit starrem Blick schaute er auf die Frau und die zwei Raubtiere, die sich so locker und lässig bewegten, als wäre nichts geschehen.

Sie schritten über das Grundstück, vorbei an den Mauerresten, umweht von leichten Dunstschleiern, die wie dünne Tücher in der Kälte lagen und sich später zu Nebel verdichten würden.

Sie sah weder nach rechts noch nach links. Stur geradeaus war ihr Blick gerichtet, das Gesicht zeigte angespannte Züge, soweit er das erkennen konnte, und sie ging so zügig, als hätte sie ein bestimmtes Ziel vor Augen.

Das war in der Tat so.

Mit ihren beiden unheimlichen Leibwächtern verließ sie das Grundstück und war verschwunden.

Sie blieb es auch. Ike wischte über sein Gesicht, putzte dort die Feuchtigkeit ab und schüttelte den Kopf. »Das darf doch nicht wahr sein,« drang es flüsternd über seine Lippen. »Das ist verrückt, ich habe geträumt.« Während dieser Worte verließ er die Nische.

Jeder Schritt war vorsichtig gesetzt worden. Er schaute sich nach allen Seiten um. Überall witterte er eine Gefahr, aber er sah nichts und hörte nur seinen eigenen Herzschlag. Die Schritte der Langhaarigen waren längst verklungen. Sie und die Gestalten der beiden Tiere waren verschwunden wie Schemen im Dunst.

Er wandte sich nach rechts. Von dort waren sie gekommen. Dort befand sich die kleine Tür, hinter der alles passiert war.

Aber was?

Die Schüsse, keine Schreie. Noch immer glaubte Ike, das peitschende Stakkato der Schüsse zu hören, und er hatte seinen Kameraden nicht zurückkommen sehen.

Erst jetzt wurde ihm dies richtig bewusst. Plötzlich spürte er ein drückendes Band der Angst, dass ihm alles nehmen wollte, auch das Leben.

Aber er ging weiter. Man hatte ihm im Training eingehämmert, dass er Soldat war. Und als Soldat musste er jetzt handeln. Deshalb durfte er sich nicht gehen lassen. Er musste seine eigene Angst überwinden und nachsehen, was passiert war.

In einer Hand hielt er das Gewehr. Er hatte den Kolben in die Ellbogenbeuge gepresst und hielt den Finger am Abzug. Ike war bereit, innerhalb einer Sekunde zu reagieren.

Mit der freien Hand griff er nach der Klinke. Sie war kalt. Ike drückte sie und riss die Tür mit einem Ruck auf, ohne allerdings über die Schwelle zu springen.

Wie angenagelt blieb er stehen, starrte in den Raum und glaubte, inmitten einer erstarrten Filmszene zu stehen, die so echt war, dass er

sogar durch die leeren Fensteröffnungen das Pfeifen des Windes vernahm.

Das war kein Traum, das war konzentriertes Grauen.

Ike merkte, dass er gleichzeitig anfing zu weinen und zu zittern.

Er hatte viel gesehen, gekämpft, getötet, war auch angeschossen worden, aber so viel Blut wie hier…?

Der junge Mann wankte zurück. Dann drehte er sich um, dabei wurden seine Knie weich.

»Was hat man mit dir gemacht, Tobe?« Ike schüttelte den Kopf, schleuderte sein Gewehr weg und rannte davon.

Verfolgt von den grausigen Bildern der Erinnerung.

Und die Meldung dieses Mannes über den Tod seines Freundes setzte eine Hetzjagd in Gang, die schließlich zu einer Orgie des Schreckens eskalierte und in die auch Unbeteiligte mit hineingezogen wurden.

***

Das waren Suko und ich.

Noch ahnten wir davon nichts, als wir in meinem Bentley saßen und durch das Land fuhren, das manche Menschen als Paradies ansahen.

Irland, die grüne Insel.

Unser letzter Fall, an dem ich innerlich noch immer schwer zu knacken hatte, lag erst einen Tag hinter uns. Wir hatten wieder neue Erkenntnisse gewonnen und eine Gestalt gejagt, die sich Drachenblut-Vampir nannte und aus Aibon, dem geheimnisvollen Reich der Druiden, stammte.

Besonders ich war sehr stark betroffen gewesen und hatte ein Mädchen namens Ria Rush getroffen. Ihre Mutter, ein Medium und Bewohnerin des Landes Aibon, kannte ich schon. Sie hieß Miriam di Carlo.

Ria hatte nicht überlebt. Sie, die Verbindung zu den geheimnisvollen Banshees, den Aibon-Hexen, besaß, war durch den Drachenblut-Vampir getötet worden, ohne dass Suko und ich es hatten verhindern können.

Schlimm war die Szene, als wir in das Haus der Rushs zurückkehrten, wo Rias Zieheltern auf uns warteten. Und ich werde nie die Blicke vergessen, mit denen wir bedacht worden waren.

Stumpf und vorwurfsvoll. Gerade Letzteres hatte mich hart getroffen, denn ich hatte den Eltern versprochen, alles zu tun, um Ria zu retten.

Es war zu wenig gewesen.

An dieser persönlichen Niederlage hatte ich noch zuknacken gehabt, sodass Suko sich bereit erklärte, den Wagen zu fahren.

Ich hatte mit meinem Chef für diesen Fall mehrere Tage abgemacht. So brauchten wir uns nicht zu beeilen. Allerdings wollte ich von der nächsten Stadt aus anrufen, um zu hören, ob an der Themse vielleicht

etwas Wichtiges vorlag.

In Dublin wollten wir die Fähre über die Irische See nehmen, und ich hatte noch vor, einen Abstecher nach Schottland zu machen, wo meine Eltern in einem kleinen Ort wohnten. Sehr lange hatte ich sie nicht mehr gesehen. Ob ich sie über Weihnachten besuchen konnte, war auch noch fraglich, deshalb kamen mir die Tage gelegen.

Suko hatte sich entschlossen, mit dem Zug nach London zurückzufahren, sobald wir die Fähre verlassen hatten, denn Shao würde sicherlich auf ihren Partner warten.

Der nächste Ort, das hatten wir auf der Karte gelesen, hieß Dardhing. Eine Kreisstadt, in der eine Miliztruppe stationiert war, auf die man uns ausdrücklich hingewiesen hatte.

Wir fuhren vorbei an einsam stehenden Gehöften, sahen Schafherden, viel grün-braunes Wintergras. Sumpf, Wasser und Wald wechselten sich ab oder bildeten eine Gemeinschaft.

Über allem lag als feines Tuch der dünne Herbstnebel. Zum Glück nicht mehr so dicht, aber er störte trotzdem beim Fahren.

Manchmal kam ich mir vor wie auf einer Insel der Trauer. Dafür sorgten auch die Grabsteine, die hin und wieder an den Straßenrändern standen und die Vorbeifahrenden daran erinnern sollten, dass hier Menschen verunglückt und gestorben waren.

Ich rauchte eine Zigarette. Suko fuhr ruhig. Er wusste, welchen Gedanken ich nachhing, deshalb schwieg er. Die aus den Düsen strömende Luft verteilte den Rauch im Wagen. Die auf Intervallschaltung eingestellten Scheibenwischer schaufelten in regelmäßigen Abständen Tropfen von der Scheibe. Ab und zu durchfuhren wir Nebelbänke.

Ein reizvolles, schweigendes Land lag vor uns.

Jetzt führte der Weg talwärts. In langen Kurven, wie eine graue Schlange. Links dehnten sich Weideflächen. Sie reichten bis an den Rand eines dunklen Waldstücks, über dem schwarze Punkte, Vögel, in der grauen, dunstigen Luft kreisten.

Zur rechten Hand hin, also dort, wo sich die Fahrerseite befand, rückte der Wald näher an die Straße. Wenig später sahen wir einen schmalen Pfad, der sich durch die schweigende Landschaft schlängelte.

Wir rollten in die nächste Kurve und hatten Glück, dass die Fernsicht besser wurde.

»Dort stehen Militärtransporter. Mannschaftswagen. Aber nicht viele. Eine Kompanie kann da nicht unterwegs gewesen sein.«

Suko verzog den Mund. »Sollten wir vielleicht in einem Manövergebiet gelandet sein?«

»Ich habe nichts gelesen. Das muss doch angezeigt werden.«

»Warten wir es ab.«

Suko riss plötzlich das Lenkrad herum. Der Wagen schleuderte etwas, wurde abgefangen – und stand.

Diese Kapriolen verstand ich nicht und wollte mich bei Suko beschweren, als dieser den Kopf zurücklegte.

»Was hast du?«

»In der Scheibe ist ein Loch!«

Jetzt erst sah ich das Loch und das »Spinnwebennetz« das entsteht, wenn jemand gegen eine Autoscheibe aus Verbundglas schlägt oder schießt.

Ich blickte Suko an. »Deshalb hast du so heftig reagiert?«

»Ja.« Er schaute nach vorn, als suchte er den Schützen. »Hast du das Platzen denn nicht gehört?« fragte er.

»Schon, aber ich war in Gedanken versunken und achtete nicht darauf. Wer schießt denn hier auf uns?«

»Keine Ahnung.«

Vor uns blieb es ruhig. Wir sahen das dichte Unterholz, über dem die Nebelschleier trieben, aber eine Bewegung odereinen Schützen sahen wir nicht. Und doch hatte eine Kugel die Seitenscheibe durchschlagen.

Ich drehte mich auf dem Sitz. Mein Blick fiel über die Sitzbank, und da entdeckte ich das Einschussloch. Schräg war das Geschoss in das Polster geschlagen. Es hatte das Leder in der Länge eines Fingers aufgerissen, und ich dachte daran, dass es einiges kosten würde, dies wieder flicken zu lassen. Nur gut, dass der unbekannte Schütze kein Zielwasser getrunken hatte.

»Steigen wir aus?« fragte Suko.

»Klar.«

»Warte, ich will nicht die Fahrbahn blockieren.«

Suko rangierte, während ich die Umgebung im Auge behielt. Irland schien für uns ein heißes Pflaster zu sein, denn auch beim Kampf gegen die Bluthand aus dem Jenseits hatte man uns beschossen.

Ich öffnete den Wagenschlag. Sehr vorsichtig drückte ich ihn nach außen, immer bereit, sofort zu reagieren und mich aus dem Wagen zu katapultieren.

Es blieb ruhig. Wenn der Schütze irgendwo lauerte, hätte er jetzt die Chance gehabt, es noch einmal zu versuchen.

Aus dem warmen Auto tauchte ich in die kühlere Luft. Ich blieb nahe am Wagen und zunächst noch in Deckung der offen stehenden Autotür. Da ich mich zudem geduckt hatte, bot ich dem heimtückischen Schützen ein sehr schlechtes Ziel. Er hielt sein Feuer zurück. Auch am Unterholz sah ich keine Bewegung. Still lag es vor mir. Es wirkte wie geduckt, als hätte es Furcht vor einer zu großen Kälte.

Suko saß noch im Wagen. »Soll ich kommen?« fragte er.

»Nein.«

Ich hatte das Wort kaum ausgesprochen, als abermals etwas passierte. Plötzlich peitschten Schüsse auf. Ich hörte knackende Geräusche.

Viermal klangen die Schüsse auf. Ich lag am Boden, aber unser Wagen war diesmal nicht als Zielscheibe ausgewählt worden.

Die Echos der Schüsse verrollten in der klaren Luft. Suko und ich sahen keine weiteren Anzeichen für einen erneuten Beschuss. Stille breitete sich aus.

Eine sehr ungewöhnliche Stille. Sie kam mir irgendwie lauernd vor, als wartete sie nur darauf, von der nächsten Aktion unterbrochen zu werden.

Das geschah nicht.

Dafür hörten wir einen Schrei. Er hörte sich an wie ein Befehl. Ich stand inzwischen neben dem Wagen, auch Suko hatte den Ruf vernommen und erinnerte an die Einsatz- oder Transportwagen.

»Du denkst, dass wir hier in ein Army-Nest gestoßen sind?« fragte ich.

»Ja.«

»Aber sie hätten warnen müssen.«

Suko winkte ab. »Hätten.«

»Wenn die üben, sollten wir so rasch wie möglich verschwinden.«

»Und die zerstörte Scheibe?« fragte Suko.

»Die zahle ich ihnen zurück.«

»Wieso?«

»Wir werden verschwinden, okay, aber zuvor möchte ich mir die Typen vornehmen, die hier in der Gegend herumschießen. Weißt du, Suko, ich möchte mich nur auf meine eigene Art und Weise bedanken.«

»Ja, das wäre gut.«

Wir stiegen wieder ein und rollten an. Diesmal achtete ich auf die Umgebung. Es war schon verrückt oder glich einem Wahnsinn. Wer nahm sich so etwas heraus, einfach in die Gegend zu ballern?

Ich spürte, wie in mir die Wut aufstieg. Aber das nutzte auch nichts. Wir entdeckten keinen einzigen Soldaten. Wir blieben auf der kurvenreichen Straße, bis ich eine Abzweigung an der rechten Seite entdeckte. Auf der normalen Straße malten sich noch die Reifenspuren der Laster ab. Sie führten genau in den schmalen Weg hinein, der vom Unterholz flankiert wurde.

»Da geht es rein!« wies ich Suko an.

Mein Partner nickte. Ich schaute zurück, sah aber niemanden, der uns gefolgt wäre.

Auch Suko blieb gelassen, als er das Lenkrad herumriss. Schon bald kratzten Büsche über den Lack, als wollten sie dort ihre Spuren hinterlassen.

Nur mühsam kamen wir weiter. Der Pfad bestand nur aus Querrillen und Schlaglöchern.

»Vielleicht hatte sich der Schießer uns gar nicht als Ziel ausgesucht,« meinte Suko.

»Wieso?«

Der Inspektor hob die Schultern. »Ein Irrläufer kann die Kugel ebenfalls gewesen sein.«

»Darauf möchte ich mich aber nicht verlassen.«

Suko grinste. »Du bist verdammt misstrauisch.«

Eigentlich war es blöd, was wir hier taten. Kurvten in der Gegend herum und würden uns sicherlich noch Schwierigkeiten aufhalsen, doch unser Misstrauen war stärker als der Drang, endlich Dublin, das Ziel, zu erreichen.

Zudem mochte ich es nicht, wenn auf mich geschossen wurde.

Diese Typen musste ich einfach zur Rede stellen. Zunächst einmal sahen wir nichts von ihnen. Dieses Waldstück war doch größer und weitflächiger, als es von der Straße her den Anschein gehabt hatte.

So aufmerksam wir auch waren, die Überraschung traf uns trotzdem, denn von der linken Seite her löste sich etwas Schwarzes aus dem Gebüsch.

Ich sah zuerst nur einen Schatten und konnte nicht glauben, was sich mir da präsentierte.

Es war keine Täuschung. Der Schatten hatte sich aus dem Unterholz gelöst und setzte zum nächsten Sprung an, um sein Ziel zu erreichen. Es war ausgerechnet die Motorhaube des Bentley.

Auf ihr blieb der pechschwarze Panther hocken!

***

Keiner von uns verlor die Nerven. Weder Suko noch ich verfielen in Panik. Suko hatte nur gebremst. Er schaute aus großen Augen durch die Scheibe und war ebenso perplex wie ich.

Der Panther hatte auf der Kühlerhaube seinen Platz gefunden, als wäre es der bequemste auf der ganzen Welt. Er hockte dort in der Haltung einer Hauskatze.

Dunkelrote Augen starrten uns an. Und er zeigte uns sein gefährliches Gebiss. Was dieses Tier hier suchte, war für uns unbegreiflich, aber feindliche Absichten hegte das Raubtier nicht gegen uns.

Eine kurze Drehung auf der Motorhaube, dann stieß es sich ab und setzte mit einem kräftigen Sprung in das Unterholz am Wegrand. Wie ein Spuk war es gekommen, und wie ein Spuk war es auch wieder verschwunden.

Suko und ich sahen uns an. »Sag mal, John, habe ich eigentlich geträumt?«

Ich blickte dorthin, wohin der Panther verschwunden war, sah aber nicht einmal eine Schwanzspitze von ihm. »Nein, du hast nicht geträumt, Alter.«

Suko wischte sich übers Gesicht. »Ein Panther mit roten Augen. Verstehst du das?«

»Nein.«

»Könnte man daraus nicht etwas ableiten?«

Ich blickte meinen Freund an. Bevor ich eine Antwort gab, zuckte ein Lächeln über meine Lippen. »Ich weiß, woran du denkst. Das Geschöpf ist manipuliert worden.«

»So ähnlich, John, aber magisch.«

Ich gab die nächste Antwort. »Vielleicht suchen die Soldaten das Tier.«

»Sollen wir uns ihnen anschließen?« fragte Suko.

Ich dachte darüber nach. Ein echter Grund bestand für uns nicht.

Was geht uns ein Panther an, der möglicherweise aus einem Zoo oder Gehege ausgebrochen ist?

Wenn da nur nicht die roten Augen gewesen wären.

»Wir sollten uns schnell entscheiden,« sagte Suko, »sonst ist sein Vorsprung zu groß.«

»Okay, machen wir uns auf die Pantherjagd. Das habe ich auch noch nicht erlebt.«

Wir verließen den Wagen und schlossen ihn ab. Ich hatte meine gefütterte Jacke übergestreift. Hin und wieder fuhr ein schneidender Wind über das Land, der in unsere Gesichter biss. Die Finger verschwanden in den Handschuhen. Bald war der silber-graue Bentley hinter uns zurückgeblieben.

Beide hatten wir das Gefühl, durch Watte zu gehen. Einen Pfad gab es nicht, so tappten wir quer durch das Gelände und suchten dabei nach Pantherspuren.

Auf dem Boden war nichts zu entdecken, wir vernahmen auch kein Knacken im Unterholz, das Tier schien sich tatsächlich lautlos bewegen zu können.

Im Gegensatz zu uns. Wenn es irgendwo auf uns lauerte, würde es uns hören können, noch bevor es uns sah.

Rote Augen!

Das war nicht normal. Da musste einfach etwas dahinterstecken.

Ein dämonischer Einfluss, wie ich mir vorstellen konnte. Aber wer war in der Lage, Raubtiere zu manipulieren?

Ich kannte zahlreiche mächtige Dämonen, auch Helfer schwarzmagischer Wesen, aber ich konnte mich nicht daran erinnern, jemanden erlebt zu haben, der diese Raubtiere manipuliert hätte und dazu noch frei herumlaufen ließ.

Mehrere Schüsse schreckten uns auf. Sofort blieben wir stehen und

lauschten. Den Schüssen folgten Schreie, wieder knatterte es, dann verrollten die Echos, und es wurde still.
»Ob die ihn haben?« fragte Suko.
Ich war mir da nicht sicher. »Das bleibt abzuwarten. Sollte der Panther ein dämonisches Wesen sein, werden sie es wohl nicht so einfach gehabt haben.«
»Du meinst, er fängt ihre Kugeln auf?«
»Kann sein.«
Suko runzelte die Stirn. Zusammen mit mir schaute er sich um.
Der Himmel war düster. Wolkenberge ballten sich zusammen.
Der Dunst hatte sich etwas verzogen, unsere Sicht war klarer geworden, und wir schoben uns weiter. Unter den Sohlen schleifte das harte Wintergras. Böig und kalt wehte der Wind.
Und wir suchten einen Panther!
Das durfte man niemandem erzählen, er hätte es uns sicherlich nicht geglaubt, aber wir machten trotzdem weiter und erreichten eine kleine Lichtung.
Auf ihr stand ein Wagen.
Die Fahrertür des mit Tarnfarbe gestrichenen Transporters stand bis zum Anschlag offen.
Leer war das Führerhaus nicht. Wir beide sahen die Bewegung, konnten aber nichts Genaues erkennen, weil unser Sichtwinkel zu schlecht war.
Bevor wir uns auf die neue Lage einstellen konnten, huschte der Schatten aus dem Fahrerhaus. Wir kamen nicht dazu, unsere Berettas zu ziehen, denn der Schatten war einfach zu schnell.
Diesmal war es kein Panther, sondern eine gewaltige Katze mit einem helleren Fell und einem Maul, aus dessen Oberkiefer zwei säbelartige Zähne ragten.
Das war ein Säbelzahntiger!
Er hatte das Führerhaus mit einem Sprung verlassen und stand jetzt davor.
Sein Kopf war in unsere Richtung gedreht. Er nahm Witterung auf, und durch seinen geschmeidigen Körper lief ein Zucken.
Stand er vor dem Angriff?
Wir hielten unsere Waffen in den Händen. Noch drückte keiner von uns ab. Unsere Blicke waren auf das prächtige Tier gerichtet.
Eine Gestalt, die man einfach nicht töten sollte, ein Überbleibsel aus längst vergangenen Zeiten.
»Das ist sagenhaft!« flüsterte ich.
»Fragt sich nur, aus welchem Zoo der entsprungen ist,« murmelte Suko.
»Vielleicht einem Höllenzoo!«
»Greift er an?«

Ich hob die Schultern. »Weiß ich nicht. Sieh dir seine Schnauze mal genauer an. Auch die beiden Zähne. Wenn mich nicht alles täuscht, klebt daran sogar Blut.«

»Dann sollten wir schießen!«

Dazu kam es nicht mehr. Der Säbelzahntiger schien unsere Gedanken geahnt zu haben. Er tat etwas, mit dem wir nicht rechneten.

Ein gewaltiger Satz hob ihn vom Boden ab. Im Sprung streckte er seinen Körper. Genau bis zu dem Augenblick, als die Umrisse anfingen zu flimmern, für einen Moment rötlich und gleichzeitig silbrig leuchteten, bevor das Tier vollends vor unseren Augen verschwand.

Es war weg, hatte sich aufgelöst. Wir standen da, drehten uns zueinander, schauten uns an, hoben die Schultern, und ich ergriff als Erster das Wort. »Hast du das auch gesehen, was ich gesehen habe, Suko?«

»Ja.«

»Und?«

»Er ist weg, hat sich aufgelöst.« Suko fixierte mich scharf. »Verdammt, John, dahinter steckt mehr, als wir bisher angenommen haben. Das ist dämonisch.«

Ich hütete mich, ihm zu widersprechen. Wenn Suko bei seinen Behauptungen nie recht gehabt hatte, diesmal war ihm ein Blattschuss gelungen. Der Säbelzahntiger gehörte zu den schwarzmagischen Tierwesen, die es im Reich der Finsternis und der Magie auch gab.

Er war aufgetaucht, verschwunden, und wir mussten jeden Augenblick damit rechnen, dass er sich irgendwo in unserer Nähe wieder hervorkristallisierte.

Ich lief auf den Wagen zu. Suko blieb zurück. Er wollte mir den Rücken decken.

Genau in diesem Augenblick hatte ich den Fall der Rushs vergessen oder zumindest verdrängt. Das Schicksal oder der Zufall hatte uns eine neue Bewährungsprobe gestellt, und es war klar, dass wir darauf auch eingingen.

Bei manchen Schritten zerknackte Eis unter meinen Füßen, als ich mich dem Ziel näherte. Bevor ich die Tür erreicht hatte, erkannte ich, dass im Innern des Führerhauses etwas Schreckliches geschehen sein musste. Ich sah zwar nur einen langen Schatten, aber der bewegte sich nicht. Er lag dort auf der Sitzbank, und ich sah auch die rote Spur, die über das Kunstleder lief und sich bereits am Rand der Bank gesammelt hatte und nach unten rann.

Das war Blut!

Plötzlich hatte ich Mühe, Luft zu bekommen. Es kostete mich Überwindung, noch näher heranzugehen, um zu erkunden, ob der in Drillichzeug gekleidete Mann tatsächlich nicht mehr lebte.

Ja, er war tot.

Und nicht nur die normalen Zähne des Säbelzahntigers hatten ihn erwischt, auch die langen Hauer. Das konnte einfach kein Mensch überleben. Ich schluckte, räusperte mich und wollte mich wieder umdrehen, als mir etwas auffiel.

Okay, es war nie laut auf dieser Lichtung gewesen, aber diese lastende Stille, die ich plötzlich zu fühlen glaubte, war doch ebenfalls nicht normal.

Da tat sich etwas.

Lauerte abermals eines dieser dämonischen Tiere in meinem Rücken? Erst als sich die Gänsehaut festgesetzt hatte, drehte ich mich um und sah Suko mit erhobenen Händen auf dem Fleck stehen. Hinter ihm hatten sich ungefähr ein Dutzend Soldaten aufgebaut, deren Gewehre auf meinen Freund und Partner gerichtet waren.

***

Plötzlich kam mir die Beretta lächerlich vor. Ich öffnete die Faust und ließ die Waffe fallen. Sie blieb neben Sukos Pistole liegen.

Niemand sprach ein Wort. Das Schweigen sagte mehr. Es stand wie eine Wand über der Lichtung und kam mir bedrückend vor. Ich versuchte, die Soldaten anhand ihrer Uniformen einzuordnen, und gelangte zu dem Ergebnis, dass essich bei ihnen nicht um die normale Truppe handelte. Die Typen mussten zu einer Sondereinheit oder einer Miliz gehören, wie sie oftmals in der Republik unterwegs war. Außerdem hätte man englische Soldaten in diesem Gebiet kaum geduldet.

Die Atemfahnen wehten vor den Mündern der Männer. Sie standen bewegungslos. Irgendjemand musste sie befehlen, und auf ihn wartete ich. Ein Kompliment konnte man dem Offizier machen.

Seine Leute hatten es tatsächlich verstanden, sich lautlos anzuschleichen.

Der Kommandant oder Befehlshaber erschien auch sehr bald. Er trug einen Parka und auf dem Kopf ein dunkelrotes Käppi. In seinem Gesicht regte sich nichts, als er sich mir näherte und drei Schritte von mir entfernt stehen blieb. Einen knappen Blick warf er durch die offen stehende Tür in das Fahrerhaus und presste danach den Mund noch fester zusammen.

Er stellte sich nicht einmal vor und sagte mit scharfer, befehlsgewohnter Stimme: »Wenn Sie meine Fragen nicht auf der Stelle beantworten, werden meine Männer schießen! Verstanden?«

»Sicher.«

Er musterte mich. »Wo kommen Sie her?«

»Von einer Farm.«

»Und was ist Ihr Ziel?«

»Dardhing!«

Für einen Moment hob er die schmalen, dunklen Augenbrauen.
»Seltsam, die Straße dorthin führt ein Stück entfernt vorbei. Was treibt Sie hierher ins Gelände?«
»Mein Partner und ich mögen es nun mal nicht, wenn uns Kugeln um die Ohren fliegen!«
»Ach!«
»Ja, Mister.« Ich begann mit einem kurzen Bericht, dem er regungslos zuhörte und wonach er schließlich nickte, als ich ihn beendet hatte.
»Gut, das ist Ihre Version!« Er deutete mit dem linken Zeigefinger auf meine am Boden liegende Beretta. »Weshalb laufen Sie bewaffnet hier herum?«
»Weil wir berechtigt sind, die Waffe zu tragen. Und zwar dienstlich.«
»Wie das?«
»Darf ich Ihnen meinen Ausweis zeigen?«
Er zögerte und nickte schließlich. Sehr vorsichtig holte ich die Hülle hervor, balancierte sie zwischen zwei Fingern und wartete darauf, dass sie mir der Mann abnahm.
»Werfen Sie her!«
Ich warf, und er fing die Hülle blitzschnell auf. Er schaute sich den Ausweis an, schließlich sank sein Arm nach unten. Er befahl seinen Männern, die Gewehre sinken zu lassen.
»Scotland Yard also, Mr. Sinclair.«
»Genau. Muss Ihnen mein Kollege auch noch seine Legitimation zeigen?«
»Nicht nötig.«
Ich nahm den Ausweis wieder an mich und steckte ihn weg. Suko kam ebenfalls zu uns. Erst jetzt schaute der Soldat in das Führerhaus. Als er sich wieder umdrehte, war sein Gesicht noch bleicher geworden. Er strich über die Stirn und schüttelte den Kopf. »Mein Gott,« hauchte er, »das ist schon der Zweite.«
»Sie hatten bereits ein Opfer?«
»Ja. Ebenfalls jemand aus meiner Truppe!«
»Und jetzt jagen Sie den Killer?«
»Genau.«
»Wissen Sie, wer es getan hat?« fragte ich.
Der Mann zog den Mund schief. Bevor er eine Antwort gab, stellte er sich als Captain O'Brian vor. »Das können nur Bestien gewesen sein. Tiere. So etwas macht kein Mensch.«
Ich war zusammen mit Suko ein Stück zur Seite getreten. Der Captain folgte uns. Seine Männer standen nicht mehr in einem Halbkreis, sondern schoben sich ebenfalls an den Wagen heran. O'Brian gab den Befehl, den Toten aus dem Führerhaus zu holen.
Ich hatte meine Beretta wieder aufgehoben und weggesteckt.
Suko ebenfalls, und er brachte mich durch seine Worte auf eine

bestimmte Idee. »Ist dir aufgefallen, dass diese Untiere nicht uns angegriffen haben, sondern nur diese Soldaten?«

»Ja.«

»Das muss einen Grund gehabt haben.«

»Und welchen?«

Suko hob während seiner Antwort die Schultern. »Das kann uns vielleicht dieser Captain sagen.«

Der kam ebenfalls. Er hatte schwarze Handschuhe übergestreift.

Sein Gesicht war auch nicht mehr so blass, sondern rot angelaufen.

»Kann es sein, dass wir drei an dem gleichen Fall arbeiten?« fragte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Es war mehr Zufall, dass wir hier hineingeraten sind. Aber Sie, Captain, haben bestimmt einen Grund, hier die Hetzjagd zu veranstalten.«

»Genau, wir suchen die beiden Bestien. Panther oder Tiger, die einen Mann von mir in einer Ruine zerrissen haben. Da haben wir zum Glück einen Zeugen. Zudem suchen wir noch eine Frau, der diese Tiere gehorchen.«

»Kennen Sie diese Person?«

»Nein, Mr. Sinclair.«

»Aber Sie sind sicher, dass sie mit diesen beiden Morden zu tun hat.«

Er nickte. »Das muss einfach so sein, verstehen Sie? Daran führt kein Weg vorbei.«

»Weshalb gerade Ihre Männer, Captain, und nicht wir, wo wir die Bestien gesehen haben?« fragte Suko.

»Darüber denke ich auch nach.«

Die Antwort klang nicht ehrlich. »Wissen Sie wirklich nichts, Captain, oder versuchen Sie, jemanden zu decken?«

»Wie kommen Sie darauf?« Die Frage war in einem aggressiven Tonfall gestellt worden.

»Ganz einfach. Nichts auf dieser Welt geschieht ohne ein Motiv. Auch bei Dingen, die Ihnen unerklärlich erscheinen, ist das so. Es gibt immer irgendwo einen Grund.«

O'Brian hatte die Arme vor der Brust verschränkt und eine abwehrende Haltung eingenommen. »Sie unterstellen also mir oder meinen Leuten, etwas Unrechtes getan zu haben.«

»Das sagte ich nicht.«

»Aber ich habe es so aufgefasst, Mr. Sinclair.«

»Dann darf ich mir die Frage erlauben, weshalb Sie überhaupt hier sind? Gehören Sie zur Armee?«

»Nein, wir sind eine Sondereinheit aus Dardhing. Und wir sind nicht ohne Grund hier. Dublin ist nicht sehr weit entfernt. Über die irische Republik werden Terroristen nach Nord-Irland eingeschleust. Um das zu unterbinden, sind wir hier.«

»Haben Sie bisher Erfolg gehabt?«

»Darüber darf und will ich mit Ihnen nicht reden.«

»Akzeptiert, Captain.« Ich lächelte ihn an. »Und ein Motiv für diese Morde gibt es tatsächlich nicht?«

Er wand sich etwas. Ich spürte, dass es da einiges gab, aber der Mann wollte nicht so recht mit der Sprache heraus. »Na ja,« meinte er schließlich. »Man kann das wohl nicht als ein Mordmotiv ansehen, aber es geht da um eine Frau, die zwei Männern aus meiner Truppe den Kopf verdreht hat. Sie sind ihr dann zu dieser Bauruine gefolgt. Der eine starb, der andere hat sich retten können.«

»Was haben die beiden von der Frau gewollt?« Suko hatte gefragt.

Sein Gesicht war unbewegt und die Haut blass von der Kälte.

O'Brian hob die Schultern. »Was wollen zwei Männer von einer Frau, die ihnen den Kopf verdreht hat? Ein wenig Spaß, nicht wahr?«

»Das ist verharmlost, Captain.«

O'Brian fuhr Suko an. »Aber nichts, das einen so üblen Mord gerechtfertigt hätte. Sie hat die Bestien auf Tobe Tanner gehetzt und ebenfalls auf den Mann, der im Fahrerhaus lag.«

»Hatte er auch mit ihr zu tun?« fragte ich.

»Nein.«

»Dann kann es zu einer Kollektivrache kommen!«

»Hören Sie auf, Mann. Was reden Sie da?«

»Ich zähle nur zusammen, das ist alles. Wissen Sie vielleicht den Namen dieser Frau?«

»Nein.«

»Aber Sie haben ihre Beschreibung?« erkundigte sich Suko.

»Das allerdings. So wie er die Frau beschrieb, musste sie durch ihren Anblick tatsächlich einen großen Eindruck auf Männer machen. Jetzt suchen wir natürlich die Gegend ab, um sie und die Bestien zu finden. Dass wir auf dem richtigen Weg waren, hat uns der Tote leider bewiesen.«

Das klang alles sehr logisch und auch einfach. Aber war es tatsächlich so simpel? Konnte eine Frau hingehen und ausgebildete Soldaten der Reihe nach töten?

Dabei hatte sie diese Männer nicht selbst erledigt, sondern ihre Wächter, die gefährlichen Bestien.

Ich hätte gern gewusst, was man mit dieser mir noch unbekannten Person alles angestellt hatte, aber solange ich sie nicht sah, konnte ich sie auch nicht fragen.

»Da ist noch etwas,« wandte ich mich an den Captain. »Haben Sie die Bestien gesehen?«

»Bisher noch nicht,« gab er zähneknirschend zu. »Die haben es stets verstanden, sich früh genug aus dem Staub zu machen. Wahrscheinlich sind wir immer um Minuten zu spät gekommen.«

Ich hatte beschlossen, dem Mann reinen Wein einzuschenken.

»Wir haben die Killer-Bestien gesehen!«
»Was?« Er starrte mich an und machte den Eindruck, als wollte er auf mich zulaufen und mich fassen.
Ich nickte und wiederholte den Satz. »In der Tat, wir haben diesen Tiger, der Ihren Mann getötet hat, gesehen. Er sprang aus dem Fahrerhaus und lief weg, ohne nur versucht zu haben, uns ein Haar zu krümmen.«
»Das kann ich nicht glauben!« O'Brian setzte noch einen Fluch nach. »Das ist so gut wie ausgeschlossen.« Er sprach solaut, dass es auch seine Soldaten mitbekamen. »Wir haben Sie beide beobachtet. Uns hätte dieser Tiger über den Weg laufen müssen, weil *wir* uns direkt hier in der Nähe befanden.«
»Das war nicht möglich,« sagte ich leise.
»Weshalb nicht?«
»Weil sich das Tier vor unseren Augen aufgelöst hat, Captain. Es ist einfach verschwunden!«
Dieser Satz traf ihn hart. Er schaute mir ins Gesicht, als hätte er einen Geisteskranken vor sich. Seine Mundwinkel zuckten, die Adern unter der dünnen Haut am Hals ebenfalls, und das Gesicht nahm allmählich eine rote Farbe an.
»Wollen Sie mich…?«
»Nein, Captain. Ich will Ihnen nur sagen, wie es tatsächlich war. Die Bestie verschwand vor unseren Augen. Sie löste sich auf. Das Tier ist nicht normal. Ich würde es als ein magisches Phänomen bezeichnen. Nehmen Sie mir das ab?«
Durch die Nase holte er Luft. »Nein!«
»Dann können wir Ihnen nicht helfen. Tut uns Leid. Das ist kein Fall für Sie mehr. Lassen Sie die Finger davon. Ziehen Sie sich zurück. Ich warne Sie!«
O'Brian wurde auf einmal sehr ruhig. »Und Sie glauben, Sinclair, dass ich Ihnen das alles abnehme?«
»Es ist besser, uns zu glauben,« erklärte Suko, »wenn Sie auch über Ihren eigenen Schatten springen müssen.«
»Tut mir Leid, das können Sie von mir nicht verlangen. Wir werden dieses Weib und die Tiere suchen. Und wir werden sie finden!« erklärte er mit aller Deutlichkeit.
»Dann können wir Ihnen nicht helfen, Captain. Nur müssen Sie uns gestatten, dass auch wir uns auf die Suche machen.«
»Bitte. Aber kommen Sie uns nicht in die Quere. Wir sind eine Kampftruppe.«
Ich nickte, denn ich hatte die Warnung verstanden.
Wir waren für O'Brian nicht mehr existent. Er drehte sich um und rief seine Leute zusammen. In einer Reihe ließ er sie antreten, während Suko und ich uns auf den Weg zum Wagen machten und

dabei ein verdammt schlechtes Gefühl hatten.

***

Raissa hatte ihren Mantel abgelegt und lag auf dem kalten Holzboden. Doch die Kälte spürte sie nicht. Dafür hielt sie etwas anderes in ihrem Bann.

Es war das Spiel mit dem Panther!

Für einen Außenstehenden wäre es unvorstellbar gewesen, aber Raissa machte es Spaß. Sie liebte die beiden Tiere, die so gar nicht mehr in die normale Welt hineinpassen wollten, weil Geschöpfe ihrer Größe ausgestorben waren.

Tiere und Menschen…

Das waren für Raissa zwei verschiedene Paar Schuhe. Das Mädchen hatte es gelernt, die Menschen zu hassen. Sie waren unzuverlässig und untreu.

Auf die Tiere aber konnte sie sich verlassen. Wenn sie Liebe zeigten, dann voll und ganz, ohne irgendwelche Hintergedanken, und so war es auch bei den beiden.

Der Tiger hatte sich in eine Ecke des Käfigwagens zurückgezogen.

Er hockte dort am Boden, bewegte den Kopf, und die lange, aus dem Mund schlagende Zunge strich über das Fell, um es zu reinigen.

Raissa lachte. Sie produzierte Laute, die dem Panther zu gefallen schienen, denn er knurrte und schnurrte manchmal sanft wie eine kleine Katze. Dann drückte er seinen Kopf tiefer, um ihn an dem fast nackten Körper des Mädchens zu reiben und so seine Zuneigung zu beweisen.

Raissa »sprach« mit ihm.

Es waren keine normalen Worte. Manchmal nur ein leises Zischen, das in einem tief in der Kehle geborenen Grollen mündete, als das Mädchen den Panther streichelte.

»Du bist der Beste,« flüsterte sie. »Du wirst mich beschützen.«

Es schien so, als hätte der Panther die Worte verstanden, denn er änderte seine Liegehaltung und presste sich mit dem Körper gegen die Beine des Mädchens, das die Wärme des Fells spürte und sich auch über den heißen Raubtieratem freute, der manchmal über ihren Körper strich und eine Gänsehaut erzeugte.

Die Bewegungen des Panthers wirkten lässig, als die beiden miteinander balgten, aber nie wurde Raissa ein Leid zugefügt. Auch Pantherpranken können streicheln, das spürte sie genau.

Irgendwann hatte sie genug von der Balgerei, drückte den Panther zurück, der dies auch willig mit sich geschehen ließ. Sie nahm den Mantel und hängte ihn sich über. »Nicht mehr lange,« flüsterte sie und schaute dabei in die Augen des Tieres. »Nicht mehr lange, dann sind wir da. Dann haben wir das Ziel erreicht, und es wird alles anders

werden. Das kann ich dir versprechen, mein Liebling.«

Sie redete mit dem Panther, als hätte sie einen Menschen vor sich.

Es sah so aus, als würde das Tier sie verstehen, denn die Augen nahmen einen anderen Ausdruck an.

Zwar schillerten sie noch gelb und kalt, aber in die Pupillen schien sich ein warmer Schein eingenistet zu haben, und Raissa lächelte dem Raubtier zum Abschied noch einmal zu.

Bald ist es vorbei, dachte sie. *Dann brauchst du nicht mehr hinter den Gitterstäben eines Käfigs zu hocken. Dann haben wir unser Ziel erreicht.*

Ihr könnt wieder zu dem werden, was ihr einmal wart. Herrliche Tiere, die in unbegrenzter Freiheit leben. Wir spüren es. Wir merken, dass sich die Magie nähert. Er kommt wieder. Wie schon so oft. Und die Menschen merken nichts davon. Sie wissen, dass er kommt, aber sie ignorieren seine Macht und seine Kraft einfach.

Während dieser Gedanken strichen ihre Finger über die Stangen des Gitters. Beide Tiere hatten eingesperrt sein müssen. Der Käfig erfüllte gewissermaßen eine Alibifunktion, obwohl die herrlichen Geschöpfe auch freikommen konnten, wenn sie es nur wollten.

Unter der Decke brannte eine Petroleumfunzel, die ihr schales Licht abgab.

Der Panther hatte sich wieder zurückgezogen. Er lagphlegmatisch neben dem helleren Säbelzahntiger, dessen lange Zähne aus dem Oberkiefer stachen und mit den Spitzen den Holzboden des Käfigs berührten.

Es waren prächtige, gesunde Tiere, ausgestattet mit einem Fell, das seinesgleichen suchte. Normal sahen sie aus, aber wehe dem, der sich von ihnen täuschen ließ. Das endete oft genug tödlich.

Sie ging endgültig. Eine schmale Tür an der Seite musste sie öffnen. Raissa achtete nicht auf knarrende Geräusche, für sie war wichtig, mit dem zu sprechen, der auf sie wartete.

Er saß an einem Feuer, das neben dem Wagen brannte. Zur einen Seite hin wurde es von der Flanke des Zugwagens gedeckt, einem alten kleinen Lastwagen. Auf der Ladefläche lagen die gewissen Habseligkeiten, ohne die kein Mensch auskam.

Der Mann hatte die Arme ausgestreckt. Es sah so aus, als würde er sie in die Flammen tauchen. In der Tat huschten die Spitzen der Feuerzungen über seine Finger, ohne sie zu verbrennen. Der Mann hatte sich nach vorn gebeugt. Er trug einen langen Mantel und hatte die Kapuze auf dem Kopf. Er musste gehört haben, dass Raissa den Wagen verlassen hatte, aber er tat nichts, um sie zu begrüßen. Der Mann wartete ab.

Raissa setzte sich ihm gegenüber. Sie wusste genau, was sich gehörte. Deshalb schwieg sie und wartete so lange, bis der andere anfing zu sprechen.

Auch der ließ sich Zeit.
Er hatte die Augen niedergeschlagen und blickte in das Feuer, als wollte er jede einzelne Flamme hypnotisieren und nach seinem Willen tanzen lassen. Manchmal lachte er leise auf, als hätte er sich über einen Gedanken besonders gefreut.
Raissa schwieg. Sie wusste genau, was sich gehörte, und wartete ab, bis der andere das Wort übernahm. Dabei beobachtete sie die Hände ihres Gegenübers und fand, dass sie aussahen wie die Rinde eines alten Baumstumpfes.
Er rieb sie gegeneinander. Dabei entstanden Geräusche, als würde Papier auf Papier schaben.
Raissa beobachtete ihn genau. Sie war immer fasziniert von ihm, trotz seines Alters. Wenn man ihn danach fragte, lachte er zumeist auf. Er gab nie eine genaue Antwort. Er konnte hundert, aber auch siebzig Jahre alt sein. Für ihn spielte es keine Rolle. Er rechnete auch nicht in Jahren, sondern in Weisheit und Schläue.
Sein Name war Krull.
Niemand wusste, woher er stammte. Wer ihn fragte, erhielt die Antwort, dass die Sterne ihn geschickt hätten, um die Menschen zu beobachten und sie auf den Untergang der Welt vorzubereiten.
Es konnte auch sein, dass man eine andere Antwort erhielt und er berichtete, dass sein Reich, seine Heimat zwischen den Sternen läge, wo die Welt zu Ende sei und man über ihn Legenden erzählte.
Wie dem auch war, selbst für Raissa, die er als kleines Kind zu sich genommen und großgezogen hatte, war er ein Rätsel.
Er hatte sie alles gelehrt, was wichtig war. Besonders den Umgang mit den Tieren.
Und die Tiere waren es, die ihn oft zu einer dritten Antwort verleiteten, was seine Herkunft betraf.
Dann erzählte er von geheimnisvollen Reichen, in denen die Tiere das Sagen hatten. Für die Menschen waren die Reiche vergessen, aber er wusste, dass sie existiert hatten und er sie wieder auferwecken würde. Deshalb waren er und das Mädchen unterwegs.
Raissa beobachtete fasziniert das Spiel der Flammen und die Hände des Mannes. Sie konnte sich nicht daran satt sehen, wie er sie eintauchte, mit dem Feuer spielte, die Flammen über seine Finger tanzen ließ und diese manchmal so bewegte, dass sie im Rhythmus des Feuers mitzuckten.
Krull spürte keine Schmerzen. Vielleicht nicht einmal Wärme oder Kälte. Zudem fragte er sich, ob er überhaupt zu den Menschen zählte, obwohl er so aussah.
Von seinem Gesicht war nie viel zu erkennen. Der flatternde Kapuzenstoff bedeckte einen Großteil des Kopfes. Seine Hauthatte einen dunklen Teint, sie wirkte wie von zahlreichen Gräben

durchzogen, ein Muster aus Falten und Kerben, zwischen dem der Mund, eine gebogene Sichel, kaum auffiel.

Auch die Augen nicht. Zwei Punkte unter der dunklen Stirn. Mal wachsam, dann lauernd, auch wieder träumerisch. Behaftet mit dem Rätselhaften und Geheimnisvollen.

Sehr lange war Raissa schon mit ihm zusammen, aber nie war sie richtig schlau aus ihm geworden.

»Du hast genug gespielt?« fragte er plötzlich.

»Ja.« Raissa nickte. »Sie haben es genossen, meine beiden Freunde.«

Krull lachte leise. Es hörte sich an wie ein Grollen. »Da hast du Recht, Raissa. Nur Tiere sind dankbar, die Menschen sind es nicht, wie du selbst erlebt hast.«

Raissa drückte ihren Rücken durch. »Sie wollten mir etwas antun! Ich habe es gespürt. Es waren schlimme Gedanken, die sie hatten.«

»Schlimm für dich,« erklärte Krull. »Aber für sie waren diese Gedanken natürlich. Es sind Männer, und du bist eine Frau. Aber lassen wir das.« Er winkte ab. »Sie haben gebüßt.«

»Und sie werden weiterhin büßen!« flüsterte Raissa. »Ich werde sie mir holen. Der Reihe nach. Alle, die da sind.«

Krull hob die Hand. Sofort verstummte das Mädchen. »Rache ist gut,« flüsterte er. »Aber manchmal sollte man darauf verzichten, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Nein, das weiß ich nicht.«

»Raissa, du musst an unsere Aufgabe denken. Ich werde dich zur Königin machen, das habe ich dir versprochen. Du sollst als Mensch die Königin der Tiere werden. Es wird nicht mehr lange dauern, dann haben wir unser Ziel erreicht. Und das genau zu dem Zeitpunkt, wo seine Kraft auch über uns hinweggleiten wird.«

»Hast du ihn denn gesehen?« fragte sie.

»In der folgenden Nacht werden wir ihn beide zu Gesicht bekommen, das verspreche ich dir. Und wenn er über uns hinweggleitet, kannst du bereits spüren, dass ich mein Versprechen einhalte. Er besitzt die Kraft, um das zu erwecken, nach dem wir uns so sehnen. Es wird das eintreten, von dem die Menschen heute noch immer erzählen, das aber bereits zweitausend Jahre zurückliegt.«

»Der Stern zu Bethlehem.«

Krull schaute das Mädchen an. »So sagen es die Menschen, aber er ist derjenige, der auch in der nächsten Nacht erscheinen wird. Nur hat man ihm einen Namen gegeben.«

»Du meinst den Kometen!«

»Ja, ich meine den Halleyschen Kometen, den du am Himmel sehen kannst. Er kommt und bringt die Botschaft, die wir genau verstehen. Aber nicht nur wir allein, meine kleine Raissa, auch das, was in der Erde lauert, wird durch seine Strahlen erweckt, und wir werden das,

was dort unten lauert, schon sehr bald erreicht haben.«

»Wann?«

»Beim Einbruch der Dunkelheit. Deshalb dürfen wir nicht zu lange warten.«

Raissa überlegte. Sie war ein Mädchen, das man nicht mit den normalen jungen Menschen vergleichen konnte. Aufgewachsen war sie unter der Obhut des Alten. Er hatte ihr das beigebracht, was er für richtig gehalten hatte. Dazu gehörte nicht das Lesen oder Schreiben. Für ihn waren andere Dinge wichtiger gewesen. Raissa hatte die Natur begreifen sollen. Und das war ihr gelungen. Sie konnte mit den Tieren kommunizieren, sie gehorchten ihr aufs Wort. Sie beherrschte einen Teil der Magie, die auch vor der Natur nicht Halt machte, und sie gehörte zu den Menschen, die dies auch reiflich auskosten sollten.

Auf seinen weiten Reisen durch die Welt hatte Krull sie gefunden.

In einem fernen Land, als Findelkind, weggeworfen, abgegeben, und er hatte es als einen Wink des Schicksals bezeichnet, denn er gehörte zu den Menschen, die von anderen abgelehnt wurden.

So hatten sich die beiden gefunden und eine Gemeinschaft gebildet, die in der folgenden Nacht ihren Höhepunkt findensollte.

Nichts konnte mehr schief gehen. Alles war auch glatt gelaufen, bis zum heutigen Tag, als die Menschen Raissa entdeckten und von ihrer Schönheit und Exotik fasziniert gewesen waren.

Sie hatten so reagiert, wie es ihre Art war, aber Raissa hatte sich ihnen entgegengestemmt und auch bewiesen, dass sie stärker war.

Keine Reaktion oder Gegenreaktion.

Diesen Spruch kannte der alte Krull ebenfalls, und er dachte darüber nach, wie er seine Akzente setzen sollte, denn er wusste genau, dass er sich mit den Falschen angelegt hatte.

Deshalb grübelte er.

»Du bist so nachdenklich,« wurde er von Raissa angesprochen.

»Befürchtest du Schlimmes?«

»Nein, es wird unser Sieg sein, aber es können sich auch Schwierigkeiten auftun,« gab er zu.

»Welche?«

»Erinnere dich an die Soldaten.«

Raissa zuckte zusammen. »Sie wollten etwas mit mir machen, das schlimmer gewesen wäre, als zu sterben. Deshalb werde ich mich rächen, Krull. Ich werde mich grausam rächen.«

»Das sollst du auch, aber erst, wenn ich es dir sage. Wir erreichen in der folgenden Nacht unser Ziel. Bis dahin musst du dich gedulden, versprichst du mir das?«

»Ja.«

»Dann werden wir jetzt fahren.«

Raissa schaute sich um. Sie und der Alte hatten sich einen Flecken

Erde ausgesucht, der ziemlich versteckt lag. Es war eine weite Mulde, umgeben von Bäumen, die so dicht standen, dass sie sogar einen Sichtschutz bilden konnten.

Selbst das Feuer war nicht so ohne weiteres zu erkennen gewesen, und das alles gefiel ihr sehr. Raissa selbst brauchte keinerlei Entscheidungen zu treffen. Sie konnte sich voll und ganz auf den Alten verlassen. Das war bisher so gewesen, doch nun war sie persönlich angegriffen worden, und da wollte sie gegen angehen.

»Es ist eine Gefahr da!« flüsterte sie. »Ich spüre sie. Die Gefahr lauert im Hintergrund, aber sie schiebt sich immer weiter nach vom. Hast du nicht auch das Gefühl, Krull?«

»Wenn, dann dränge ich es zurück.«

»Das solltest du nicht machen. Ich habe es erlebt, als ich den Zweiten töten ließ. Meine Tiere haben es mir übermittelt.« Sie beugte sich vor. Die Flammen streiften ihr Gesicht und zeichneten ein Muster auf die Haut, sodass Raissas Aussehen einen dämonischen Touch bekam. »Ich weiß es genau, mein Lieber. Es sind zwei Männer erschienen, vor denen ich Angst habe. Sie besitzen starke Waffen. Waffen, wie sie andere Menschen nicht haben, und sie werden sie auch einsetzen. Es sind nicht unsere Freunde, Krull, das habe ich längst festgestellt.«

Der Alte nickte bedächtig. »Ja, ich weiß es.«

Raissa war erstaunt. »Und du hast mir nichts davon gesagt?« beschwerte sie sich.

»Nein, du solltest es selbst merken.«

»Dann kennst du diese Feinde?«

Er hob die Arme. »Was heißt kennen? Ich weiß, dass es auch bei den Menschen gewisse Unterschiede gibt. Die meisten wissen nichts. Sie sind Ignoranten, aber einige wenige kennen die Gesetze der Magie. Sie wissen, dass es ferne und versunkene Welten gibt. Sie gehen den Spuren nach, um diese Welten zu finden. Oft genug haben sie auch Glück dabei.«

»Und zu diesen gehören auch die Männer?« fragte Raissa.

»Ja.«

»Dann wissen sie von Aibon?«

»Ich glaube es.«

»Auch von dem Kometen?«

»Gehört haben sie bestimmt von ihm,« gab Krull flüsternd zurück. »Ob sie aber Zusammenhänge erkennen werden, ist fraglich. Ich aber möchte, dass wir uns auf den Weg machen. Bei Anbruch der Dunkelheit will ich das Ziel erreicht haben. Du weißt selbst, dass es nicht einfach ist und wir noch viele Schwierigkeiten haben können, aber daran sollst du nicht denken. Ich führe dich hin, denn nur für die folgende Nacht habe ich gelebt. Sie soll der Höhepunkt in meinem Dasein werden.«

Es waren die letzten Worte, die Krull gesprochen hatte. Mit einer nahezu abrupten Bewegung stand er auf und drehte sich um. Er ging auf das Führerhaus des Trucks zu, öffnete die Tür, stieg ein und ließ den Motor an. Raissa folgte ihm langsamer. Sie dachte über die gehörten Worte nach. Bisher hatte sie stets vollstes Vertrauen zu ihrem Mentor gehabt, doch das war jetzt leicht gestört.

Irgendetwas braute sich da zusammen. Zum ersten Mal seit langer Zeit verspürte sie so etwas wie Angst.

***

Irgendwo in England.

Es war ein geheimnisvoller Platz, herrlich gelegen, umgeben von einem waldreichen Gelände und durchzogen von einem Bach, dessen schmales Bett mit kristallklarem Wasser gefüllt war.

Dieser Ort blieb den Blicken der Menschen verborgen, weil über ihm eine magische Schutzzone lag. Selbst die Freunde der Personen, die den Ort bewohnten, hatten ihn zwar zu Gesicht bekommen, aber sie kannten nichts über seine Lage.

Dabei gehörte er zu den Flecken, wo sich die Magie noch erhalten und auch konzentriert hatte.

Sein Name war die *flaming stones*.

Übersetzt hieß es die Flammenden Steine, und das traf zu, denn hin und wieder glühten die Steine auf, als wären sie mit einem Feuer gefüllt worden.

Drei Personen bewohnten das kleine Gebiet.

Wesen, die sehr alt waren, aber trotzdem als alterslos eingestuft werden konnten.

Zwei männliche Gestalten und eine Frau.

Myxin, Kara und der Eiserne Engel!

Ein Magier, die Schöne aus dem Totenreich und der Eiserne Engel, eine Mythenfigur aus dem alten Atlantis. Alle drei waren mit diesem versunkenen Kontinent noch heute stark verflochten. Sie glaubten an seine Magie und hatten immer wieder erleben müssen, dass diese auch in die Gegenwart hineinschlug. Atlantis war da, es lebte, obwohl es längst von den gewaltigen Wassermassen begraben war.

Aber sie spürten immer wieder, dass die alten Kräfte bis in die Gegenwart hineingriffen, und dabei waren es vor allen Dingen die geheimnisvollen Steine, die ihnen immer wieder Warnungen mit auf den Weg gaben. Durch ihre Sensibilität spürten sie, wenn fremde Kräfte in das Leben und Wirken der Menschen eingreifen wollten.

Die meisten Bewohner des blauen Planeten glaubten daran, dass es nur sichtbare Dinge gab. Aber ebenso groß, wenn nicht größer und vielzähliger waren die Reiche jenseits des Sichtbaren. Da lauerte das, was nur sensible Menschen spürten. Nur die Mahner und Grübler

wussten, dass es diese Dinge gab. Nur wurden sie zumeist ausgelacht. Man glaubte ihnen nicht, auch wenn sie das »Gesehene« schriftlich niedergelegt hatten.

Das Gebiet um die magischen Steine war zu einem Refugium der Magie geworden. Hier fühlten sich die drei sicher vor Angriffen aus dem Unsichtbaren, hier konnten sie arbeiten, forschen und auch manchmal Gegenmaßnahmen ergreifen.

Es wäre müßig gewesen, die magischen Steine voll erforschen zu wollen. Man musste sie und ihre Existenz einfach hinnehmen und daraus das Beste machen.

Immer wieder wurden die Steine von ihnen beobachtet. Sie gehörten zu den sensiblen Überresten, gaben Strömungen ab, und auch in den letzten Tagen hatten sie sich des Öfteren gemeldet.

Weder Myxin, Kara noch der Eiserne Engel wussten, was dies bedeutete. Manchmal hatten die Steine ihre Kraft gezeigt, waren für einen Moment knallrot geworden, bevor sie wieder verblassten und ihre normale graue Farbe annahmen.

Zuerst war es dem Eisernen aufgefallen, dieser mächtigen Gestalt aus dem alten Atlantis. Er gehörte zu den Heimatlosen und hatte bei Kara und Myxin ein neues Zuhause gefunden.

Der Eiserne war eine mächtige Gestalt, schien aus Bronze gegossen zu sein und gehörte zu den Figuren, die in den Märchen und Legenden der Menschen vorkamen, wenn sie von Dingen erzählten, die in weiter Ferne oder Vergangenheit lagen.

Der Engel überragte in seiner Größe die meisten Menschen. Sein Gesicht war ebenso starr wie sein Aussehen. Auf seinem Rücken wuchsen mächtige Flügel. Im alten Atlantis, seiner Heimat, war er der Herr über die Vogelmenschen gewesen, doch dies lag lange zurück, war auch vergessen, denn der Eiserne war als Letzter übrig geblieben. All seine Mitstreiter hatten bei den großen Kämpfen gegen mächtige schwarzmagische Gegner den Tod gefunden.

Geschaffen worden war er von den stummen Göttern, die er als seine Eltern ansah und die in einer Schlucht so lange gefangen blieben, bis der Letzte der Großen Alten sein Ende gefunden hatte.

Wie Kara, die Schöne aus dem Totenreich, war auch er damals ein Feind des Schwarzmagiers Myxin gewesen, das jedoch hatte sich inzwischen geändert. Sie gehörten zusammen und hatten einen Pakt gegen die geschlossen, die den Untergang wollten.

Sie lebten in einer Blockhütte nahe der Steine. Immer dann, wenn sie durch die *flaming stones* eine Gefahr erkannt hatten, warnten sie die anderen Menschen, besonders ihre Freunde wie John Sinclair, damit sie zusammen angreifen konnten.

In der letzten Zeit war es um Atlantis ziemlich still geworden. Die großen Kämpfe waren vorbei. Arkonada, dem es einmal gelungen war,

die Steine zu manipulieren, existierte nicht mehr. Fünf Große Alte – und die gefährliche Macha Rothaar, Myxins Mutter, waren ebenfalls vernichtet worden.

Trotzdem gab es keine Ruhe.

Die unsichtbar lauernden Kräfte waren so vielfältig, dass sie immer wieder versuchten, in die Welt der Menschen vorzustoßen, um diese zu vernichten.

Das wussten Myxin, Kara und der Eiserne genau. Deshalb passten sie so gut auf, damit nichts schief lief und ihre Gegner überraschend zuschlugen.

Auch an diesem Nachmittag war es der Eiserne Engel, der die Steine beobachtete.

Dort tat sich etwas.

Die vier bildeten ein Quadrat. Sie sahen aus wie graue, hohe Klötze, wenn sie keine fremde Magie spürten. Wenn allerdings andere Kräfte angriffen, glühten sie rot auf und konnten sogar zu magischen Transmittern werden, wobei sie Zeit und Raum überwanden.

An diesem Tag war es anders.

Da reagierten die Steine ungewöhnlich. Dem Eisernen fiel zuerst die fahle Haut auf, die sich wie ein Schleier um die Steine gelegt hatte. Dadurch wirkten sie noch grauer und machten einen deprimierenden Eindruck.

Der Engel selbst wollte über diese Veränderung nicht allein entscheiden und ging zum Blockhaus, um die anderen beiden zu holen.

Kara und Myxin saßen sich gegenüber. Der kleine Magier mit der grünen Haut wirkte wie ein Wesen, das sich ständig vor irgendetwas zu fürchten schien. Kaum jemand sah ihm an, welch eine Kraft in ihm steckte.

Kara, die Schöne aus dem Totenreich, war ebenfalls schon 10.000 Jahre alt. Sie hatte die meiste Zeit im Totenreich verbracht und dieses schließlich verlassen können, um mit Myxin, dem Magier, zusammenzukommen.

Ihr Haar war pechschwarz und so lang, dass es bis zu den schmalen Hüften fiel. Kara gehörte zu den Personen, die gern lange, bis zu den Knöcheln reichende Kleider trugen, die in der Körpermitte von breiten Gürteln gehalten wurden, denn sie dienten gleichzeitig als Gurt und Scheide für das Schwert mit der goldenen Klinge. Das Erbstück ihres Vaters Delios.

Kara und Myxin schauten auf, als sie den Eisernen in der Tür stehen sahen. »Was gibt es?« fragte Myxin.

»Es ist was mit den Steinen.«

»Wieso?«

»Kommt selbst.«

Die beiden standen auf. Kara glitt an den Eisernen heran und berührte ihn. »Welches Gefühl hast du?« fragte sie.

»Ich weiß nicht. So etwas habe ich noch nie erlebt. Sie glühen nicht, sie sehen trotzdem anders aus. Grauer, schmutziger, als hätte sich ein Film über sie gelegt.«

»Und du hast so etwas vorher noch nie erlebt?«

Der Eiserne schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Ich auch nicht!« meldete sich Myxin. Er lächelte dabei. »Obwohl ich aus Atlantis stamme, wie auch die Steine, sind sie für mich nach wie vor etwas Besonderes und Rätselhaftes.« Er ließ Kara den Vortritt und ging als Letzter aus der Hütte.

Sie schritten durch das Gras. Es war kalt geworden. Obwohl dieses Gebiet nicht sichtbar war, bekamen die Bewohner des Areals doch etwas von den Unbilden des Wetters mit. Sie erlebten die Jahreszeiten wie jeder Mensch.

Der Eiserne war stehen geblieben. Die einzelnen Steine standen zwar frei, waren trotzdem miteinander durch magische Linien verbunden, die nur dann sichtbar wurden, wenn eine fremde Magie eingriff.

Im Moment tat sich nichts.

»War wirklich etwas?« fragte Kara.

»Ja!« erwiderte der Eiserne. »Schaut sie euch mal genauer an.«

Myxin und Kara zögerten einen Moment, bevor sie das Quadrat zwischen den Steinen betraten. Dabei hielten sie ihren Blick gesenkt, suchten den Boden ab, doch auch bei den Verbindungslinien tat sich nichts. Sie blieben unsichtbar.

Der Eiserne wartete am Rand. Er sah zu, wie sich seine beiden Partner bewegten, wie sie suchten, forschten und tasteten. Sie gehörten zu den sensiblen Personen, die magische Strömungen und Schwingungen sofort aufnahmen und entsprechend reagierten.

Vor jedem Stein blieben sie stehen, schauten ihn sich an, tasteten ihn ab, aber jedes Mal schüttelten sie die Köpfe, denn es war nichts festzustellen.

»Vielleicht hast du dich doch getäuscht,« meinte Kara.

Der Engel schüttelte den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht. Es war etwas vorhanden, das habe ich genau gespürt.« Er hob seine breiten Schultern.

Kara kam wieder zurück. Ihr Gesicht war ernst, ebenso wie das ihres Partners Myxin, der noch zwischen den Steinen blieb und sie weiterhin kontrollierte.

»Er hat nichts gefunden,« flüsterte Kara. »Und er wird auch nichts finden.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher. Lass ihn mal weitersuchen.«

»Ja, wir werden sehen.«

Noch einmal ging Myxin die Runde. Jeden Stein tastete er ab. Er

gehörte zu den Personen, die magische Fähigkeiten besaßen. Telepathie, Telekinese, Teleportation, das waren Eigenschaften, mit denen er umgehen konnte und sie auch einsetzte.

Plötzlich zuckte er zurück.

Die Bewegung war so heftig, dass Kara und der Eiserne Engel zusammenschreckten und unwillkürlich einen Schritt zurückgingen.

»Was ist?« fragte Kara.

Langsam drehte sich der kleine Magier um. »Da ist tatsächlich etwas,« erklärte er mit leiser Stimme.

»Und was?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber sie sehen nicht verändert aus.«

»Beim ersten Hinsehen nicht. Aber der Eiserne hat Recht gehabt. Irgendwas ist mit den Steinen los.«

»Wollen sie uns etwas mitteilen oder uns warnen?«

»Das ist möglich.«

»Kannst du es denn herausfinden?«

Myxin hob die Schultern. »Im Moment nicht. Jedenfalls habe ich so etwas bei ihnen noch nicht erlebt. Ich habe das Gefühl, als würden sie etwas ankündigen, das sich auf dem Weg zu uns befindet.«

»Eine Gefahr?« fragte Kara.

»So kann man es fast sehen.« Der kleine Magier nickte. »Ja, ich glaube, dass es eine Gefahr ist, nur kann ich sie noch nicht einordnen. Vielleicht sollten wir abwarten.« Während dieser Worte hatte er sich wieder in Bewegung gesetzt und verließ das magische Quadrat zwischen den Steinen, um sich neben seinen Freunden aufzubauen.

Sie alle waren verunsichert. Der Eiserne besonders. Gerade er, der hier eine Heimat gefunden hatte, wollte sich profilieren. Schließlich war ihm aufgefallen, dass mit den Steinen etwas nicht in Ordnung war, und er glaubte fest daran, dass sich in den nächsten Minuten etwas tun würde.

Noch standen sie so wie immer da.

Stumme, manchmal unheimlich wirkende Wächter, die wie Finger in den jetzt grauen Winterhimmel zeigten, der über der kleinen Oase lag und sich aus gewaltigen Schneewolken zusammensetzte. Es war ein Tag, der nicht richtig hell werden wollte.

Vielleicht ein Omen.

»Kann es eine Botschaft aus dem alten Atlantis gewesen sein?« erkundigte sich Kara.

»Nein, das glaube ich nicht. Das hätte ich viel besser gespürt, weil mein Kontakt zu Atlantis nach wie vor sehr intensiv ist. Es muss etwas anderes sein.«

Sie dachten gemeinsam darüber nach. Es war der Eiserne, der sich an eine andere Sache erinnerte. »Denkt mal daran, dass die Steine uns

nicht allein die Verbindung nach Atlantis schaffen, sondern uns auch den Weg zu einem anderen gewiesen haben.«

Kara schnippte mit den Fingern und lachte leise, bevor sie ihre Antwort gab. »Druiden.«

»Ja, genau!« Der Eiserne nickte heftig.

Myxin präzisierte es noch. »Aibon.« Fast ehrfurchtsvoll flüsterte er den Namen, denn er wusste, welche Kraft und welch einen Einfluss das geheimnisvolle Land der Druiden besaß. Man konnte es allmählich als den Machtfaktor Nummer eins bezeichnen, und das wusste auch der Eiserne Engel, der ebenfalls schon einen Ausflug in dieses Land unternommen und sogar das Rad der Zeit gesehen hatte.

Die drei waren nicht so leicht zu erschüttern, aber Aibon gab ihnen doch Rätsel auf. Bis vor kurzem noch hatten sie nicht gedacht, dass es überhaupt eine Chance gab, an das Druidenreich heranzukommen, bis zu dem Augenblick, als ihnen die *flaming stones* bewiesen hatten, dass sie es durch ihre Magie schaffen konnten, den Weg nach Aibon zu öffnen.

Ob auch jetzt der Hinweis in dieses geheimnisvolle Land führte, war fraglich, sie rechneten allerdings damit, um später nicht unangenehm überrascht zu werden.

»Wir könnten versuchen, es zu beschleunigen,« sagte Kara zu Myxin.

Der kleine Magier wollte nicht. »Ich bin dagegen. Nicht, dass ich zu ängstlich bin, aber ich halte es für gefährlich. Wenn eine fremde Magie kommt, dann soll sie es. Sie hat sich angemeldet, wir werden sie erwarten, aber sie nicht beschleunigen. Bei Aibon ist selbst mir noch vieles rätselhaft, glaubt mir.«

Obwohl die drei diesen Entschluss gefasst hatten, fühlten sie sich nicht wohl in ihrer Haut. Sie hatten immer das Gefühl, belauert zu werden, und das ausgerechnet in ihrem Refugium der weißen Magie.

Starr hielten sie ihre Blicke auf die Steine gerichtet. Diese standen zum Glück so, dass sie alle vier im Auge behalten konnten.

Waren sie tatsächlich dunkler geworden?

Auch Myxin erkannte es jetzt. Er nickte bedächtig. »Doch, Kara,« flüsterte er. »Ich merke es. Sie haben sich verändert. Sie sind dunkler, grauer.«

»Aber Aibon ist grün!« widersprach der Eiserne.

»Noch ist es nicht sicher, dass wir es mit Aibon zu tun…«

Der kleine Magier stockte, denn plötzlich geschah etwas, mit dem alle nicht gerechnet hätten.

In das Quadrat zwischen den Steinen fiel die Dunkelheit wie ein gewaltiger Sack. Selbst der Untergrund war nicht zu erkennen. Eine tiefe, geheimnisvolle Schwärze überdeckte das Gebiet, und sie hörte genau dort auf, wo sich die Linien als im Moment nicht sichtbare Grenze befanden.

»Also doch!« hauchte Kara.

Die Spannung stieg. Zum ersten Mal seit langer Zeit erlebten sie eine Manipulation der *flaming stones*, ohne einen Grund dafür zu kennen. Aber der war bald zu sehen, denn die Dunkelheit wurde plötzlich von zuckenden Blitzen aufgerissen. Merkwürdigerweise donnerte es nicht.

Bei jedem Blitz sahen die Zuschauer die Steine aus der Finsternis auftauchen. Mächtige Kolosse, die ihnen stets Schutz gegeben hatten, die ihnen aber jetzt vorkamen, als könnten sie sich der anderen Magie nicht entgegenstemmen.

Wenn sie zu sehen waren, wirkten sie wie gewaltige Finger.

Drohend und gefährlich, trotzdem brüchig, manchmal hell, und das nicht nur an den Außenseiten, auch in ihrem Innern.

»Die Steine sind in Gefahr!« sagte Myxin. Seine Stimme war kaum zu hören. »Jemand will sie…«

Kara, ebenfalls unter Druck stehend, fasste nach dem Arm des kleinen Magiers. »Nein, so ist das nicht. Das kannst du nicht sagen. Sie stehen nicht unter Druck. Da ist jemand.«

»Wer?« schrie der Engel.

»Ich weiß es nicht, aber er ist kein Dämon.« Myxin stand direkt an der Grenze. Seinen Kopf hatte er nach vorn gedrückt und wirkte in dieser Haltung so, als wollte er sich jeden Augenblick abstoßen.

Doch Myxin blieb stehen. Flüsternd gab er seinen Kommentar.

»Da ist jemand, ich spüre es. Da lauert etwas. Aber er ist nicht unser Feind. Er hat eine Ausstrahlung.« Myxin legte eine kurze Pause ein.

»Sie, sie ist menschlich.«

»Und wer?«

»Kara, ich weiß es noch nicht.« Myxins Stimme hatte einen ärgerlichen Unterton. Seine Begleiter konnten ihn verstehen. Für den kleinen Magier waren die Flammenden Steine etwas Besonderes, sogar etwas Unantastbares. Wenn es jetzt ein Mensch geschafft hatte, sie zu manipulieren, so ging ihm das an die Substanz.

»Soll ich die Totenmaske holen?« fragte Kara.

»Nein.« Schroff winkte er ab. Die dünne, leicht grünlich schimmernde Gesichtshaut hatte sich gespannt. Der Mund war kaum noch zu erkennen, nur die Augen leuchteten. Sie schienen das Fremde in sich aufsaugen zu wollen.

Plötzlich zuckte er zurück.

»Hast du die Lösung?« fragte der Eiserne.

»Ja.«

»Wer?« Auch Kara war nervös geworden, was selten vorkam.

Myxin ließ sich Zeit mit der Antwort. Schließlich deutete er ein Nicken an.

»Ich kenne ihn, ihr kennt ihn. Er hat es geschafft, durch die Steine Verbindung aufzunehmen.«

»Sag es endlich!«

Myxin kam Karas Aufforderung nicht nach, denn auf jedem Stein malte sich das Gesicht derjenigen Person ab, die es als Mensch tatsächlich verstanden hatte, die *flaming stones* für sich zu gewinnen.

Es war – Professor Chandler!

***

Viermal sahen die drei Zuschauer das Gesicht in den Steinen. Ein altes Männergesicht, umgeben von schlohweiß gewordenen Haaren.

Mit tiefen Falten auf der Stirn, die dort ein nachdenkliches Muster zeigten. Sie lagen über den klar und ernstblickenden Augen, die viel Weisheit und Wissen in ihrem Blick vereinigten.

Ein Mensch, ein Mathematiker und gleichzeitig jemand, der sich mit Magie beschäftigte. Vielleicht war er der Einzige auf der Welt, der es geschafft hatte, die Mathematik und die Magie miteinander zu verbinden. So hatte er fremde Dimensionen und Welten berechnen können, eine Tatsache, die man als unwahrscheinlich ansehen konnte.

Es war dem Professor sogar gelungen, die Bahn des unsichtbaren Planeten der Magier zu berechnen, dieses geheimnisvollen Gestirns, auf dem sich so viele entscheidende Dinge abgespielt hatten, und Myxin konnte aufatmen, denn Chandler, der in Österreich in einem alten Schloss wohnte, war kein Feind. Er würde immer mit ihnen zusammenarbeiten, wenn sich die Möglichkeit bot.

Die drei Zuschauer entspannten sich wieder. Über Karas Gesicht huschte sogar ein Lächeln. Die Blitze zuckten nicht mehr, dennoch war die Schwärze aufgerissen worden, denn die sich in den Steinen abzeichnenden Gesichter gaben genügend Helligkeit ab, dass diese sogar in das Quadrat hineinfallen konnte.

»Ich werde reden!« sagte Myxin und erntete keinen Widerspruch.

Er musste es einfach tun, denn der kleine Magier sah sich als Besitzer der Steine. Zudem hatte er unwahrscheinlich darunter gelitten, als sie von Arkonada manipuliert worden waren.

»Bitte« sagte Kara.

Und Myxin sprach. Er formulierte die erste Frage und hoffte, dass man ihn hörte. »Du bist Professor Chandler?«

»Ja.«

»Wo hältst du dich auf?«

»Nicht in einer fremden Dimension. Ich bin auf meinem Schloss in der Wachau.«

»Trotzdem ist es dir gelungen, mit uns Verbindung aufzunehmen. Wie ist das möglich?«

»Wer die Mathematik beherrscht, braucht die Magie nichtauszuschließen,« erklärte der Wissenschaftler. »Ich versuche immer wieder, neue Dinge zu entdecken. Dabei sehe ich zu, in fremde

Dimensionen einzudringen und sie auch zu begreifen.«

»Hast du das wieder geschafft?«

»Ja, es ist mir gelungen, denn es wird ein Ereignis eintreten, über das viel geredet wurde.«

»Und was?«

»Der Komet. Die Menschen haben ihn vor zweitausend Jahren den Stern von Bethlehem genannt. Wissenschaftler gaben ihm den Namen Halleyscher Komet. Zahlreiche Menschen warten und zittern. Sie hoffen, dass er kommt, dass sie ihn sehen werden. In der folgenden Nacht wird man ihn sehen können. Ich habe seine Bahn berechnet, aber mir ist es auch gelungen, seiner Magie zu folgen. Und die darf in keinem Fall unterschätzt werden. Der Komet besitzt eine magische Aura, die sich wie ein Teppich über die Erde legen wird und das hervorholt, was in ihr steckt. Ich habe Punkte gefunden, sie miteinander verbunden und spürte, dass es Verbindungen zwischen ihm, den Flammenden Steinen und Aibon gibt. Diese drei bilden ein Dreieck. Lasst das in der Erde ruhen, was ruht, so wurde gewarnt, aber der Komet wird alles ändern. Er will das Grauen aus den Gräbern holen, sein magischer Einfluss kann Dinge verändern.«

»In der christlichen Religion spricht man von einem Weltuntergang,« sagte Kara. »Meinst du das damit?«

»Nein. Ich bin kein Sektenführer, der den Untergang predigt. Es wird keine Millionen von Zombies geben. Die Toten bleiben in ihren Gräbern, bis auf eine bestimmte Gruppe.«

»Welche?«

»Es hängt mit Aibon zusammen. Ich weiß von einem gewaltigen Friedhof, der durch Druiden-Magie entstanden ist. Da liegen die begraben, die durch die magische Ausstrahlung des Kometen wieder an die Erdoberfläche geholt werden sollen.«

»Wer ist das? Sind es die alten Druiden-Zauberer?« fragte Myxin.

»Nein, es sind die Monstren, die man irgendwann einmal begrub. Vergessen sind sie nicht. In den Märchen und Legenden der Iren und Kelten kommen sie noch vor. Schreckliche Tiere, gefährliche Monstren, wie man sie sich kaum vorstellen kann. Saurierähnliche Gestalten, die dort begraben liegen, aber nicht verwest sind. Das ist die Gefahr, die der Halleysche Komet mit sich bringt.«

»Und du bist dir sicher?« hauchte Myxin.

»Absolut.« Das Gesicht auf den Steinen bewegte sich nickend.

»Können wir eingreifen?« wollte der Eiserne wissen.

»Ihr müsst es sogar, sonst bricht das Grauen über einem Ort zusammen, der sich nicht wehren kann. Es wird Tote geben, die Welt gerät in Unordnung. Stoppt es, ich bitte euch! Es war mein Wunsch, den Kontakt herstellen zu können. Ich habe es geschafft, und ich will, dass wir einen Erfolg sehen. Versprecht es mir. Ich allein bin zu

schwach. Es war mein Glück, dass ich in die Magie der Flammenden Steine hineingeraten bin. Ganz allein mein Glück. Lasst mich nicht im Stich!«

Es waren die letzten Worte, die die drei von Professor Chandler hörten. Sein Gesicht zerfloss, die Umrisse zerfaserten, und das Innere wurde durchsichtig.

Dann war es weg.

Die Freunde schauten sich an. Es sprach keiner von ihnen. Jeder beschäftigte sich mit den eigenen Gedanken. Schließlich hob Kara die Schultern. »Ich glaube ihm.«

Die anderen beiden nickten.

»Aber wie sollen wir das Gebiet finden?«

Myxin überlegte. »Es ist in Irland, aber die grüne Insel ist groß, und die Druiden haben sich überall verteilt. Wir müssten herausfinden, wann sich der Komet über der Insel befindet.«

»Ja, das ist die Lösung.«

»Fragt sich nur, wer sie uns gibt,« sagte der Eiserne.

Da lächelte Kara. »Wozu hat man Freunde? Und ausgerechnet noch jemand, der John Sinclair heißt.«

Der Eiserne verbeugte sich leicht. »Du hast, wie so oft, Recht, meine liebe Kara.«

***

Uns gingen die Monstren nicht aus dem Kopf.

Nach dem Gespräch mit dem wenig kooperationsbereiten Captain hatten wir uns wieder in den Wagen gesetzt und waren nach Dardhing gefahren, in der Hoffnung, dort eine Spur zu finden.

Bisher war uns das nicht gelungen. Entweder hatten die Leute nichts gesehen, oder sie wollten nichts gesehen haben. Schließlich musste ein Mädchen, wie das von O'Brian beschrieben, ja auffallen.

Pech auf der gesamten Linie.

Dardhing war eine Stadt, an der ich nichts finden konnte. Sehr viel Grau, Industrie, Häuser, die Siedlungscharakter hatten und schon ziemlich alt waren.

Aus den Dächern stachen die Schornsteine hervor. Über jeder Öffnung flatterte eine dünne Rauchfahne in den grauen Schneehimmel, der seine Wolken noch verschlossen hielt.

Grau wie die Stadt war auch unsere Stimmung. An der halbrunden Theke in der Nähe standen einige Männer und tranken ihr Bier. Die Leute trugen noch ihre Berufskleidung. Der Mord hatte sich in Windeseile herumgesprochen.

Ein rothaariger Mann in der Kleidung eines Malers führte das große Wort. »Und ich sage euch, dass es nicht mit rechten Dingen zugeht, Leute.«

»Wieso denn nicht, Kilrain?«

»Weil ich es fühle.«

»Du und fühlen.« Er wurde ausgelacht.

Kilrain nickte. »Wartet mal ab. Wir werden noch schweren Ärger kriegen. Das war erst der Anfang.«

Der Wirt meldete sich, als er neues Bier über die Theke schob.

»Du tust gerade so, als wüsstest du mehr als wir.«

Kilrain strich über seine Halbglatze, auf der sich die Sommersprossen verteilt hatten. »Vielleicht weiß ich auch mehr,« sagte er.

»Und was?«

»Das sage ich euch doch nicht.«

»Dann weißt du auch nichts,« behauptete der Wirt.

»Wetten doch!« Kilrain streckte seine Hand über die Theke. Sie verschwand fast im Grau des Qualms, denn der Wirt paffte eine dicke Zigarre.

»Dann sag es.«

»Ja« drängten auch die anderen. »Du willst uns hier nur auf den Arm nehmen. Sag es endlich.«

»Also gut.« Er nickte. »Wenn ihr mir einen Doppelten ausgebt.«

Das wollten seine Kollegen nicht. Sie sprachen von Erpressung, und auch der Wirt tippte gegen seine Stirn.

»Sollen *wir*?« fragte Suko.

»Klar.«

»Und wenn er Mist redet?«

»Besser Mist als nichts.« Ich drehte mich auf dem Stuhl und blickte zu der Gruppe hin, die schweigsamer geworden war. »Ich zahle den Whisky, Mr. Kilrain.«

Plötzlich wurde es an der Theke ruhig. Auch die Männer am gegenüberliegenden Tisch, die sich unterhalten hatten, schauten auf.

»Sie?« fragte der Wirt.

»Ja.«

»Wer sind Sie überhaupt?«

»Engländer, das hört man!« giftete ein kleiner Mann, der neben dem Maler stand.

»Sogar aus London,« gab ich ihm Recht.

»Noch schlimmer.«

Kilrain stieß ihn gegen die Schultern. »He, du Spinner, mach meine Gönner nicht an, ja?«

»Okay, Saufbold. Du kannst dir ja von einem Engländer einen ausgeben lassen. Ich verschwinde.« Der Kleine nahmseine Mütze, setzte sie auf und passierte uns, ohne uns einen Blick zu gönnen.

»Die Rechnung bezahle ich später,« rief er von der Tür her in die Gaststätte hinein.

»Aber vergiss es nicht.«

»Wollen Sie nicht zu uns an den Tisch kommen, Mr. Kilrain?« fragte ich den Mann.

Er traute sich nicht so recht und sah erst seine Freunde an. Als die nickten, ging er.

Seinen Whisky nahm er mit. Es war sogar ein Dreifacher, den der Wirt eingeschenkt hatte. Etwas unsicher grinsend nahm er neben Suko Platz und hob sein Glas. »Auf euch dann.«

Wir hatten nur Wasser in den Gläsern und nahmen ebenfalls einen Schluck. »Ja, Cheerio.«

»Und jetzt wollt ihr doch was wissen!«

»Genau.«

»Glaubt ihr mir denn?«

»Möglich.«

Es war still geworden. Die Männer am Tresen bekamen lange Ohren. Sie wollten ja auch wissen, was Kilrain zu sagen hatte. Er nahm erst einmal einen Schluck, stellte sein Glas weg und sah uns abwechselnd an. »Der Mond ist ein böses Omen. Dahinter steckt mehr, glaubt mir.«

»Und was?«

Kilrain hob die Schultern. »So genau kann ich das nicht sagen, aber ich habe sie gesehen.«

»Wen?«

»Das Weib, von dem da gesprochen wurde.«

»Das wissen Sie auch?«

»Klar, hier spricht sich alles schnell herum.«

»Wann haben Sie denn dieses Weib gesehen?« fragte Suko.

»Das liegt schon einige Tage zurück. Ich musste in einem anderen Ort eine Fassade streichen. Auf der Rückfahrt sah ich dann ihren Wagen.«

»Ein Auto?«

Er schaute mich an. »Es war ein alter Lastwagen, der einen Käfigwagen, wie er von Zirkusleuten benutzt wird, hinter sich herzog.«

»Und der fuhr hierher nach Dardhing?«

»Muss wohl so gewesen sein.« Er grinste schief.

»Wo war denn das Mädchen?« fragte Suko.

»Das Weib stieg gerade aus dem Führerhaus. Aber da hockte noch ein Mann im Wagen.«

»Können Sie den beschreiben?«

Er nahm das Glas in die rechte Hand und winkte mit der anderen ab. »Oh, das ist schwer. Ich bin zwar langsam mit meiner Maschine an dem Wagen vorbeigefahren, aber wer so ein Weib sieht, der hat für andere Dinge keine Blicke.«

Ich nickte. »Da haben Sie wohl Recht. Trotzdem würden wir gern wissen, ob Sie etwas gesehen haben.«

»Ja, der Alte war noch im Wagen.«

»Alt war er,« sagte Suko.
»Sicher.«
»Wie alt ungefähr?«
Jetzt erst trank Kilrain. »Konnte ich nicht sehen, auch sein Gesicht war kaum zu erkennen. Er trug aber einen Bart. Als die Puppe mich sah, verschwand sie wieder. Ich bin weitergefahren.«
»Das war alles?«
»Klar.«
Ich ergriff wieder das Wort. »Wir haben vorhin einen Captain O'Brian kennen gelernt. Von dem haben Sie zufällig nichts gehört? Und wenn, haben Sie ihm die Geschichte auch erzählt?«
Kilrain bekam einen roten Kopf. »Diesem Miliz-Schwein?«
Ich wunderte mich. »Haben Sie etwas gegen die Leute?«
»Sogar sehr viel. Die bringen nur Unruhe in den Ort, verstehen Sie? Die mischen sich überall ein.«
Ich hob die Hand. »Das müssen sie auch. Schließlich ist einer von ihnen hier umgebracht worden.«
»Auf dessen Beerdigung ich nicht sein werde!« erklärte Kilrain.
»Ich mag sie einfach nicht, das ist es.«
Nun ja, wir wollten ihm keine Vorschriften machen oder moralische Belehrungen erteilen. Deshalb stellte ich die letzte Frage.
»Sie haben nicht zufällig gesehen, wohin dieser Wagen gefahren ist?«
»Nein.«
»Danke, das war alles.«
Kilrain stand auf. »Wieso haben Sie mich eigentlich gefragt? Kennen Sie das Weib?«
»Ja« antwortete Suko schnell. »Sie ist eine Bekannte und von zu Hause ausgerückt.«
»Seid ihr Bullen?« Sein Gesicht zeigte Misstrauen.
»Privatdetektive« antwortete Suko schnell.
Kilrain winkte ab. »Das ist fast genauso schlimm.« Er ging wieder zur Theke und gesellte sich zu den anderen.
Wir aber zahlten. Als wir das Lokal verließen, spürten wir die Blicke der anderen in unserem Rücken.
Der Bentley stand nicht weit entfernt. Bevor ich die Tür aufschloss, warf ich noch einen Blick zum Himmel. In spätestens einer halben Stunde war es dunkel. Ich rechnete auch damit, dass es in der Nacht anfangen würde zu schneien. Noch hatten wir November, aber die erste Kältewelle war schon verdammt früh gekommen, besonders für Irland, das sonst eigentlich mit einem recht milden Klima gesegnet war.
Wir stiegen in den Wagen und blieben zunächst einmal sitzen.
»Sind wir jetzt schlauer?« fragte Suko.
»Weiß ich auch nicht.«

»Auf jeden Fall wissen wir, dass diese Frau mit einem Wagen unterwegs ist.«

»Sogar mit Anhänger. Da hat sie dann ihre possierlichen Tierchen untergebracht.«

»Der müsste doch zu finden sein.«

Ich schaltete die Standheizung an und deutete in die Runde. »Wo willst du suchen, Suko? Hier gibt es viel Gegend und noch mehr Umgebung. Ich sehe das nicht so optimistisch.«

»Vielleicht haben dieser Captain und seine Männer mehr Glück.«

»Und was hätten wir davon?«

Mein Freund stöhnte auf. »Was bist du heute nur für ein Pessimist.«

Ich klopfte auf den Lenkradring. »Mir gefällt die Sache nicht. Ich mag es nun mal nicht, wenn Raubtiere frei herumlaufen und Menschen anfallen. So etwas geht mir quer.«

»Mir ebenfalls. Was können wir tun?«

Da hatte Suko eine gute Frage gestellt. Wieder einmal waren wir in einen Fall hineingeraten, wo wir reagierten und nicht agierten.

Allmählich ging mir das auf die Nerven. Ich hoffte, dass sich so etwas irgendwann einmal ändern würde.

Wir hatten den Bentley auf der Hauptstraße abgestellt. Aus der Richtung, aus der wir in den Ort gefahren waren, tauchte ein Transporter auf.

Suko gab einen Kommentar. »Die kommen zurück.«

»Erfolglos, wie mir scheint.«

»Willst du fragen?«

»Ja.« Ich öffnete schon die Tür und schlug den Kragen meiner gefütterten Jacke hoch. Wer neben dem Fahrer im Führerhaus saß, konnte ich prima erkennen.

Es war Captain O’Brian.

Er hatte mich ebenfalls entdeckt, sah jetzt, dass ich winkte, und ließ links ranfahren.

Hinter mir befand sich ein Frisiersalon. Durch die große Scheibe beobachtete uns der Besitzer mit neugierigen Blicken. Er verrenkte sich fast den Hals, um etwas erkennen zu können.

O’Brian stieg aus. Seinem Gesicht sah ich an, dass er keinen Erfolg gehabt hatte. Trotzdem fragte ich nach. »Haben Sie das Mädchen gefunden, Captain?«

»Nein, und Sie?«

»Auch nicht.«

»Verdammter Mist!« Er trat wütend mit dem Fuß auf. »Jetzt rennt man nur im Kreis.«

Ich deutete auf den Wagen. »Haben Sie dort Ihre ganze Mannschaft hineingepackt?«

»Nur etwa die Hälfte. Die anderen sind vor der Stadt geblieben und

suchen das Gelände ab. Das heißt, sie werden einen Sperrriegel ziehen. Mehr können wir momentan nicht tun.« Er zeigte auf die dunklen Wolken. »Ich befürchte, es gibt Schnee.«

»Dann verwischen die Spuren, nicht?«

»So ist es, Sinclair.« Er grinste wieder. »Sie haben auch keinen Erfolg gehabt?«

»Nein.«

»Und dabei muss doch so ein Weib zu finden sein!« beschwerte er sich.

»Falls sie sich nicht versteckt hat.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Nur so. Aber muss man damit nicht rechnen? Diese Frau oder dieses Mädchen verfolgt einen bestimmten Plan. Sie hat etwas vor. Wahrscheinlich Rache, und es bedient sich dabei magischer Mittel. Ich sage Ihnen noch einmal, Captain, das hier ist nicht normal. Wir haben es bei unseren Gegnern mit einem magischen Phänomen zu tun.«

O'Brian schlug die Hände gegeneinander. »Ich will Sie nicht beleidigen, deshalb frage ich höflich: Glauben Sie eigentlich an das, was Sie da sagen?«

»Natürlich.«

»Dann glauben Sie weiter.« Er drehte sich um, weil er wieder in den Wagen steigen wollte.

»Moment noch, Captain.«

Er drehte sich wieder um. »Was haben Sie denn noch?«

»Ich möchte nur fragen, wo ich Sie erreichen kann.«

»Wir fahren zu unserem Headquarter. Das sind die Baracken am Ende der Stadt. Die schmalen und flachen Steinhäuser. Man kann auch Kasernen sagen.« Seine Antwort klang spöttisch, als hätte er sie einem Kind gegeben.

Ich wollte noch etwas erwidern, doch der dünne Schrei hielt mich davon ab.

Er war hinter mir aufgeklungen. Ich drehte mich um, schaute über den hier ziemlich breiten Gehsteig, sah die wenigen Passanten, die noch etwas eingekauft hatten oder sich aus sonst für Gründen bei diesem Wetter im Freien herumtrieben, aber keiner von ihnen hatte den Schrei ausgestoßen.

Es war ein anderer gewesen.

Der Friseur.

In seinem Laden war plötzlich der Teufel los. Der Mann selbst stürzte schreiend aus der Tür. Doch sein Brüllen ging in dem Krach unter, der durch das Bersten der Fensterscheibe entstand, als diese zertrümmert wurde.

Aus dem Loch wuchtete sich eine gewaltige Gestalt hervor.

Der Säbelzahntiger!

***

Der erwischt dich, dachte ich und sprang mit einem gewaltigen Satz zur Seite.

Der Säbelzahntiger war eine Ausgeburt des Schreckens, und in ihm steckte die Kraft der Hölle. Er hatte sein Maul bis zum Zerreißen geöffnet und sprang auf die Straße, während hinter ihm die unzähligen Scherben der zerberstenden Fensterscheibe auf den Gehsteig fielen und dort in noch kleinere Stücke zerplatzten.

Der Tiger landete.

Nur nicht auf dem Asphalt, sondern auf der Kühlerschnauze eines anfahrenden Autos, dessen Fahrer so erschrocken war, dass er weder hatte ausweichen noch bremsen können.

Die Wucht und das Gewicht des Säbelzahntigers drückten das Blech der Haube platt.

Ich war fast ausgerutscht und hatte mich soeben noch fangen können. So schnellte ich hoch und sah, dass auch Captain O'Brian seinen Schreck überwunden hatte.

Er war nicht in den Wagen gestiegen, sondern zurückgesprungen und gab mit schreiender Stimme seine Befehle, denn er musste das Brüllen der Passanten übertönen, die ebenfalls die Flucht ergriffen und nach allen Seiten davonliefen.

O'Brian war verrückt. Der musste doch wissen, wiegefährlich diese Bestie war. Wenn er seine Männer gegen sie schickte, würden diese von dem Raubtier zerfleischt werden.

Ich hörte ihn noch immer schreien und sah ihn an der Tür stehen.

Seine Mütze war verrutscht, das Gesicht hochrot angelaufen, und von der Ladefläche sprangen die ersten Soldaten der Miliztruppe.

Das alles dauerte. Normalerweise ist so ein Raubtier verdammt schnell, doch dieser Säbelzahntiger ließ sich zunächst einmal Zeit, als wollte er die Panik auskosten.

Die Menschen waren weggerannt, aber bei ihnen siegte doch die Neugierde. In respektabler Entfernung waren sie stehen geblieben, um sich die folgende Show nicht entgehen zu lassen.

Sie nahmen mir zwar einen Teil des Blickfelds, aber ich konnte trotzdem den Bentley noch erkennen, bei dem die linke Tür aufgestoßen wurde. Suko verließ den Wagen.

Das beruhigte mich ein wenig, aber zunächst musste ich mich um die verdammte Bestie kümmern.

Captain O'Brian war nicht zu belehren, obwohl ich ihn anfuhr, endlich zu verschwinden.

»Nein!« brüllte er zurück. »Jetzt habe ich *die* Chance, die Bestie zu vernichten!«

»Captain, Sie schicken die Männer möglicherweise in den Tod!« warnte ich.

»Unsinn!« Er schaute mich noch einmal hart an. Dabei hatte ich das Gefühl, als wären seine Augen ebenfalls die eines Raubtieres.

O'Brian stand unter Hochspannung und Erfolgszwang. Das war eigentlich mehr, als ein Mensch vertragen konnte.

Er gab die entsprechenden Befehle, und ich hinderte ihn auch nicht mehr daran, in sein Unglück zu laufen. Seine Soldaten parierten aufs Wort.

Jeder wusste, was zu tun war. Sie bauten sich in einem Halbkreis auf, luden die Gewehre durch und hielten sie schussbereit. Wo wir standen, schien sich ein Vakuum zubefinden, denn die Gaffer kamen keinen Schritt näher und mieden uns.

Ich hatte meine Beretta gezogen. Vom Wagen der Miliz ging ich weg. Begleitet wurde ich vom Knirschen des Glases, das ich zertrat.

Der Säbelzahntiger, ein gewaltiges Tier, war wieder von der Motorhaube gerutscht.

Im Wagen selbst hockte noch der Fahrer. Er bewegte sich nicht.

Zu tief saßen der Schreck und das Entsetzen in seinen Knochen. Sein Gesicht war bleich. Es wirkte hinter der Scheibe wie ein gespenstischer Klumpen aus Talg.

Der Tiger wartete. Er sah so aus, als wäre er sich seiner Sache völlig sicher und würde nur noch überlegen, welches Opfer er sich zuerst vornehmen wollte.

Das Bild war gespenstisch. Es passte überhaupt nicht in diese Welt hinein und wirkte auf mich deshalb so unwirklich. Gleichzeitig spürte ich den kalten Horror, den das urwelthafte Tier mit dem rotbraunen Fell ausströmte.

Da stand mir eine geballte Ladung an Magie und Kraft gegenüber. Zu hören war davon so gut wie nichts.

Ich hätte gern etwas unternommen, ließ es jedoch aus Sicherheitsgründen bleiben. Wenn ich anfing, wusste ich nicht, wie O'Brian handeln würde. Wenn es bei ihm zu einer unüberlegten Reaktion kam, war die Panik da, und es konnte für nichts garantiert werden.

Ich schaute noch einmal zu Suko. Er war an den Kofferraum des Bentley getreten und hatte dort etwas hervorgeholt. Aus seiner Faust stach etwas Längliches, Gebogenes hervor.

Mein Bumerang.

Dass Suko so reagiert hatte, beruhigte mich einigermaßen.

Noch lag die Stille lastend zwischen uns, bis der Schussbefehl des Captains sie zerriss.

»Feuer!«

Aus zahlreichen Gewehren peitschten die Schüsse.

Ich sah die fahlen Mündungsblitze, die verzerrten, unter Anspannung stehenden Gesichter der Soldaten, und ichbekam mit, wie die

Geschosse in den mächtigen Körper des Säbelzahntigers hieben.

Normalerweise hätten sie ihn zerreißen müssen. Der Tiger zuckte zusammen, riss den Schädel hoch. Handtellergroße Löcher hatten das Fell zerfetzt, aber die Garbe hatte die Bestie nicht vernichten können. Zwar rollte sie sich über den Boden, riss auch ihr Maul auf und ließ ein dröhnendes Fauchen hören, doch im nächsten Augenblick schaffte es das Tier, wieder auf die Beine zu gelangen.

Angeschossen, durchlöchert, gereizt bis in die letzte Kralle und bereit zum Angriff.

Noch griff ich nicht ein. Ich blickte zur linken Seite hin, wo sich O'Brian aufgebaut hatte. Im Vertrauen auf die Wirkung der Gewehre lauerte er vergeblich darauf, den Tiger zusammenbrechen zu sehen.

Er öffnete den Mund. Möglicherweise wollte er einen zweiten Befehl geben, dagegen hatte ich etwas und zischte ihm ein »Lassen Sie das, Captain!« zu.

Meine Chance war gekommen.

Und ich schoss.

Ich hatte auf den Schädel gezielt. Dreimal jagte ich die geweihten Silberkugeln hinein, und an den Einschussstellen sah ich das grüne Blitzen. Der Kopf wurde zurückgeschleudert, abermals drang ein infernalisches Brüllen aus dem Maul und heulte als Echo über die Straße. Er war verwundet, aber nicht tot. Selbst dem geweihten Silber widerstand er, doch sein Gesicht war von den Kugeln gezeichnet, und er wollte auch nicht aufgeben, denn er wuchtete sich vor.

Zum Glück war die Distanz zwischen ihm und mir groß genug, sodass mir Zeit blieb, etwas zu tun.

Ich bewegte mich sehr schnell, um hinter dem Lastwagen Deckung zu finden, und hörte das Krachen, als die Bestie gegen die Wagentür wuchtete.

Sie hielt dem Druck nicht stand. Der Wagen geriet ins Schaukeln.

Ich rannte wieder um ihn herum, als ich Suko sah, der mir entgegenlief.

Er hielt einen Arm ausgestreckt. »John, nicht! Weg mit dir!«

Mitten im Lauf stoppte ich und zog gleichzeitig den Kopf ein, denn Suko hatte meinen Bumerang geschleudert. Die silberne Banane, wie ich sie stets nannte, fauchte ihrem Ziel entgegen. Sie war sehr schnell geworfen worden und jagte halbhoch über den Grund.

Vielleicht spürte der Säbelzahntiger die Gefahr, möglicherweise hatte er sie auch unterschätzt. Wir wussten es nicht. Wir sahen nur, dass er seinen Körper herumwarf und ausgerechnet dabei in die Richtung geriet, aus der die silberne Banane geschleudert worden war.

Bevor sie das Ziel traf, geschah mit ihr etwas Seltsames. Für einen Moment glühte sie grün auf, diese Farbe verschwand so schnell wieder, wie sie gekommen war, und dann hörten wir das Klatschen,

als sie gegen den Körper flog, den mächtigen und breiten Hals traf und sich regelrecht hineindrehte.

Der magische Bumerang räumte auf.

Die Bestie sprang noch einmal hoch. Es war ein mächtiger Satz.

Und als sie wieder nach unten fiel, da hatte es der Bumerang geschafft.

Zuerst schlug der Kopf auf, dann der Körper.

Und diesmal waren beide getrennt!

Der mächtige Säbelzahntiger war tatsächlich geköpft worden.

Sein Torso zuckte noch nach, die Krallen rissen regelrechte Furchen in den Asphalt, aber auch sie konnten das Ende nicht mehr hinauszögern. Der Säbelzahntiger war erledigt.

Ein prächtiges Tier hatte vernichtet werden müssen. Ein Rest aus einer längst vergangenen Urzeit, ein lebendes Denkmal, ein lebendiger Beweis für Dinge, die es leider nicht mehr gab.

Suko trat zu mir und winkte, noch bevor er mich erreicht hatte.

Ich nickte ihm zu. Ein knappes Dankeschön. Er hatte durch seine Einsatzbereitschaft möglicherweise eine Katastrophe verhindert, denn der angeschossene und wütende Säbelzahntiger hätte sich wie ein Berserker auf die Soldaten gestürzt und wäre auch nicht von deren Kugeln zu stoppen gewesen.

Ich hob den Bumerang auf und steckte ihn in meinen Gürtel. Allmählich nahmen die anderen ihre Gespräche wieder auf. Was sie sagten, hörte ich nicht, da ich mir den Tiger ansah. Er musste magisch beeinflusst worden sein. Als ich gegen seine Flanke trat, löste sich das Fell an einigen Stellen auf. Es war trocken und spröde geworden. Der Nachwelt jedenfalls würde von diesem Tier nichts mehr zurückgelassen werden.

Auch die Soldaten bestaunten die Überreste. Auf ihren Gesichtern las ich Unglauben. Sie konnten es einfach nicht fassen, dass das, was sie gesehen hatten, der Wahrheit entsprach.

Aber keiner von ihnen traute sich, uns eine diesbezügliche Frage zu stellen.

Bis auf einen, O’Brian. Der hatte seine Mütze in den Nacken geschoben, sodass wir auf seinem Gesicht die Schweißtropfen sehen konnten, die sich trotz der Kälte bildeten.

»Was war das?«, fragte er.

»Magie!«, erklärte ich.

Er wollte lachen. Was da aus seinem Hals drang, war nur ein Krächzen. »Magie!«, murmelte er noch. »So etwas gibt es doch nicht.«

Ich deutete auf den Tiger. »Sie hatten den lebenden und haben jetzt den toten Beweis.«

Er suchte in seiner Tasche nach Zigaretten. Als er keine fand, gab ich ihm ein Stäbchen. Nachdenklich stand er da und rauchte.

»Warum nur?«, flüsterte er. »Warum gerade in dieser Stadt? Und weshalb wir?«
»Weil Ihre Männer das Mädchen jagten.«
»Aber sie haben ihr nichts getan.«
»Der Vorsatz reichte schon. Vielleicht will sie auch ungestört sein«, bemerkte ich.
»Wobei?«
Ich hob die Schultern.
Beinahe spöttisch sagte er: »Sie wissen auch nicht weiter, Mr. Sinclair. Sie sind ebenso stumm wie wir.« Er lachte wieder. »Irgendwie kommt mir alles wie ein böser Traum vor. Ich frage mich weiter, aus welch einem Grund sie überhaupt erschienen sind. Das sind doch Monstren, die nicht mehr in unsere Zeit gehören. Tiere der Urwelt. Es fehlt nur noch, dass plötzlich ein Saurier erscheint.«
»Damit müssen Sie auch rechnen, Captain!« Meine Stimme hatte sehr ernst geklungen.
Er wollte lachen, hatte den Mund bereits verzogen, es wurde jedoch nur eine Grimasse. »Aber wieso?« fragte er dann, warf die Zigarette weg und trat sie aus. »Wieso?« Dabei starrte er uns an, als könnten wir ihm eine genaue Antwort geben.
»Das wissen wir auch nicht,« sagte Suko. »Tut uns Leid.«
O'Brian holte tief Luft. »Nichts geschieht ohne Grund,« flüsterte er. »Wie kann es sein, dass solche Tiere plötzlich erscheinen? Wie ist das möglich?«
Ich blickte an ihm vorbei. Auch die Bewohner von Dardhing hatten ihre Scheu überwunden. Sie kamen näher. Jeder wollte einen Blick auf den verendeten Tiger werfen. Ich sah dies alles, dachte aber nicht weiter darüber nach, denn ich erinnerte mich an etwas anderes. Kurz bevor der Bumerang den Tiger getroffen hatte, war seine Farbe in ein helles Grün umgeschlagen.
Gerade diese Tatsache, auch wenn sie innerhalb eines kurzen Zeitraums geschehen war, gab mir den Hinweis in eine bestimmte Richtung. Auf das geheimnisvolle Land der Druiden.
»Captain!« wandte ich mich an den Offizier. »Haben Sie schon etwas von Aibon gehört?«
»Nein.«
»Denken Sie genau nach!«
»Tut mir Leid, ich weiß nichts.«
Ich runzelte die Stirn, nickte und glaubte ihm. Aibon warnicht zu begreifen, nicht zu errechnen, man musste schon damit konfrontiert werden, um es erfassen zu können. »Also nicht,« murmelte ich.
Suko sprach mich an. »Du rechnest damit, dass Aibon hinter allem steckt?«
»Ja.«

»Und wieso haben wir immer das zweifelhafte Glück, gerade auf dieses Land zu stoßen? Wir befanden uns auf dem Weg nach Hause. Jetzt hängen wir wieder mitten im Schlamassel. Ziehen wir Aibon eigentlich magisch an?«

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Was ist es dann?«

»Ich habe keine Ahnung, Suko. Wirklich nicht. Es muss einen anderen Grund dafür geben. Es kann nicht allein unsere Existenz sein, dass Aibon sich meldet. Wären wir nicht zufällig hierher gekommen, hätte es die gleichen Vorfälle gegeben. Sie müssen mit dem Mädchen zusammenhängen, glaub mir das.«

»Das wir noch nicht gesehen haben.«

»Richtig. Deshalb werden wir auch weitersuchen.«

Suko deutete gegen den Himmel. Nicht allein die dunklen Schneewolken bedeckten ihn, auch die Dämmerung hatte bereits Fortschritte gemacht und näherte sich.

Ich blickte die Straße hoch und zuckte plötzlich zusammen, da ich eine Gestalt entdeckte, die ich bisher noch nie gesehen hatte, von der ich aber wusste, dass es die Person war, die wir suchten.

Das geheimnisvolle Mädchen!

***

Den anderen sagte ich nichts, sie blickten nicht dorthin. Ich schob den Captain zur Seite und machte mich auf den Weg. Auch als mich Zurufe erreichten, störte ich mich nicht daran, sondern ging weiter.

Das Mädchen war nicht allein gekommen. Der schwarze Panther befand sich bei ihr. Er stand neben ihrer rechten Seiteso unbeweglich wie ein Standbild. Sie trug auf dem Kopf einen goldenen Reif, hatte sich einen Mantel umgehängt und wartete auf mich.

Natürlich spürte ich so etwas wie Furcht, die aber drängte ich zurück, da vor mir des Rätsels Lösung stand.

Ich hörte Schritte in meinem Rücken. Auch O'Brian reagierte jetzt, er kam mir mit einigen seiner Leute nach, ich aber schickte ihn mit barschen Worten zurück.

Seltsamerweise gehorchte er und wartete, was geschah. Ich passierte einen Wagen, sah den blassen Fahrer daneben stehen und ging stur weiter, bis mir das Mädchen ein »Halt!« zurief.

Ich stoppte.

Wir sahen uns an. Noch konnte ich ihr Gesicht erkennen. Es strahlte einen exotischen Reiz ab. Sie war keine Irin. Meiner Ansicht nach musste sie aus einem außereuropäischen Land stammen.

Wieso sie überhaupt auf die Insel gekommen war, spielte keine Rolle. Wichtig allein war ihre Existenz, und die ließ sich nicht wegleugnen.

»Wer bist du?« fragte ich sie.

Die Antwort kam schnell. »Raissa!«

Den Namen hatte ich noch nie gehört. Er klang irgendwie russisch. »Und weiter?«

»Ich möchte auch deinen Namen wissen!«

»John Sinclair.«

Sie lächelte scharf. »Und du bist der Mann, der meinen Freund getötet hat. Wie?«

»Ich besitze Waffen, mit denen ich den Mächten der Finsternis entgegentreten kann!«

Sie lachte laut und gab in einer ebensolchen Lautstärke ihre Antwort, dass sie von allen verstanden werden konnte. »Du willst ihn aufhalten? Bist du deshalb gekommen? Bist du der Mann, der den Lauf der Gestirne beeinflussen will? Bist du tatsächlich so mächtig?«

Ich war überrascht. Lauf der Gestirne beeinflussen? Wovon sprach sie? Ich hob die Schultern. »Tut mir Leid, Raissa. Verstanden habe ich zwar, aber nicht begriffen. Welchen Lauf der Gestirne hätte ich beeinflussen sollen?«

»Du kannst mich nicht täuschen, denn Krull hat mir von dir bereits berichtet.«

Wieder war ein neuer Name aufgetaucht. »Wer ist Krull?« hakte ich nach.

»Mein Mentor und Ziehvater. Ich bin mit ihm unterwegs. Ich habe die Welt gesehen. Er ist an meiner Seite gewesen, er hat mich geführt und geleitet. Krull ist wissend. Er wusste auch von euch, und ich wusste genau, dass ihr mir in die Quere kommen würdet, aber ich bin die Siegerin und werde es auch bleiben. Niemand, auch du nicht, kann jetzt noch etwas beeinflussen. Diese Nacht ist entscheidend.«

»Wieso?«

Ihr Gesicht hatte einen ärgerlichen Ausdruck angenommen.

»Weshalb stellst du die Fragen?« fuhr sie mich an. »Du bist deswegen gekommen. Du weißt genau, was passieren wird.«

»Nein.«

»Er ist unterwegs. Überall spürt man es. Es ist der, von dem die Menschen immer reden.«

»Wer denn?«

»Der Komet!« rief sie.

Ich war perplex. Natürlich kannte ich Kometen. Ich hatte darüber gelesen, aber nie direkt mit ihnen zu tun gehabt. Deshalb wusste ich auch nicht, was ich dazu sagen sollte. »Ein Komet? Was hat er mit dir oder deinem Krull zu tun?«

»Es ist ein magischer Gruß aus dem All, der über dieses Land hinwegfliegen wird und dank seiner Kraft etwas in diese Zeit hineinbringen wird, das unzählige Jahre verschüttet und vergessen gewesen war.«

»Was ist es?«
»Der Friedhof. Aibons Tierfriedhof!«

***

Ich stand da, wie vom Donner gerührt. Vor mir sah ich das Mädchen und den Panther. Raissa hatte von diesem Friedhofdes Landes Aibon gesprochen, als wäre er der natürlichste der Welt. Das wollte mir nicht in den Kopf. Aibon war etwas Besonderes, immer mehr hatten wir damit zu tun, doch von einem Friedhof hatte ich noch nie gehört.
»Wer liegt dort begraben?« erkundigte ich mich.
»Die Tiere des Landes. Sie sind anders als die, die jetzt existieren. Du müsstest sie kennen. In den Legenden und Sagen sind sie noch vorhanden. Die Ungeheuer, die Drachen, die gewaltigen Saurier, die Tiger und Vögel, Panther und Schlangen. Es ist eine ungeheure Welt, die bisher verschwunden war, aber durch den Kometen zurückgebracht wird. Die Menschen wussten instinktiv, weshalb sie sich vor ihm fürchteten. Aber es wird schlimmer kommen, als sie es sich in ihren kühnsten Träumen vorgestellt haben, das kann ich dir versprechen. Auch du wirst den Lauf des Kometen nicht beeinflussen können. Er ist das Schicksal.«
Längst wusste ich Bescheid. Raissa hatte nicht von irgendeinem Kometen gesprochen, sondern von dem, der jetzt in aller Munde war. Man nannte ihn den Halleyschen Kometen, der angeblich schon der Stern von Bethlehem gewesen sein sollte. Er brachte Unglück, Katastrophen. Astrologen und Wahrsager warnten vor ihm.
Ich hatte zwar gelesen, dass er in Erdnähe vorbeiziehen sollte, mir aber weiterhin keine Gedanken über ihn gemacht. Und auch nicht den letzten Vulkanausbruch in Südamerika mit seinem Erscheinen in Verbindung gebracht, wie ich es vor kurzem noch in einer Illustrierten gelesen hatte.
»Weißt du nun Bescheid, John Sinclair?«
»Dank deiner Hilfe.«
»Dann wirst du auch erkennen, wie hilflos du bist. Du kannst nichts mehr retten. Seine Magie wird den Monsterfriedhof von Aibon in die Gegenwart zurückholen, und du wirst nichts daran ändern können. Die Menschen hier wissen nicht, wo sie leben – und dass sich in ihrer Umgebung etwas befindet, von dem sie bisher nicht einmal eine Ahnung gehabt haben.«
»Du weißt es?«
»Sicher.«
»Und du wirst dabei sein?«
»Auch das.« Sie bewegte sich plötzlich. Bisher hatte ich mich gefragt, weshalb sie den weiten Mantel trug. Nun erhielt ich die Antwort. Sie griff blitzschnell hinein und holte eine lange Lanze hervor, und die

Waffe wiederum erinnerte mich an den Drachenblut-Vampir, der sich mit einer ähnlichen verteidigt hatte.

Ich wusste, dass diese Person nicht mehr zögern würde. Es war mir auch egal, dass sich der Panther bei ihr befand und sich schon sprungbereit machte. Ich wollte endlich einen Erfolg sehen und startete.

Dabei holte ich den Bumerang hervor, hatte schon den Arm nach hinten gestreckt, als sich Raissa gedankenschnell bewegte, mit der Lanzenspitze einen Kreis schlug und mich somit erfasste, bevor ich ausweichen konnte.

Ich spürte den Ansturm einer fremden Macht. Es war Magie in konzentrierter Form.

»Dein Grab wird auf dem Friedhof sein!« hörte ich noch Raissas triumphierende Stimme, dann packte mich der Sog, und ich verschwand ebenso wie das Mädchen und der Panther vor den Augen der Zuschauer und meines Freundes Suko.

***

Wie hatte man die Druiden genannt? Die Eichenkundigen. Und von hohen, wuchtigen, starken Eichen sah ich mich umgeben. Ich stand unter den kahlen Ästen und Zweigen, die Dächer bildeten, ohne jedoch schützend zu wirken, und ich fühlte mich allein.

Keine Spur von Raissa, dem Panther oder von der Umgebung, in der ich beide getroffen hatte.

Befand ich mich in Aibon? Hatte ich eine magische Reise hinter mich gebracht?

Nein, die Welt war noch die unsere. Nur musste ich mich indem Gebiet aufhalten, von dem Raissa gesprochen hatte und das den Monsterfriedhof in sich barg.

Entdecken konnte ich von ihm nichts. Keine Spur wies auf ihn hin. Weder ein Hügel, eine Vertiefung noch ein Grabstein ließen darauf schließen, dass sich in der Erde etwas Grauenvolles verbarg.

Und trotzdem glaubte ich daran. Raissa hatte es nicht nötig, mich anzulügen. Sie hatte ihre Worte gut und sorgfältig ausgewählt. Aber sie war verschwunden, ich konnte sie nicht fragen, obwohl ich sicher war, sie irgendwann wiederzusehen.

Der Eichenwald nahm nicht die gesamte Blickebene ein. Zudem war er einfach zu licht, als dass ich ihn als einen normal gewachsenen Wald angesehen hätte. Es gab genügend Freiräume zwischen den einzelnen Stämmen, und weiter vorn ging er über in eine flache, schüsselartige Ebene.

Dorthin lenkte ich meine Schritte.

Das Licht konnte man als eine graue Mischung ansehen. Der Tag hatte sich noch nicht verabschiedet, und die Nacht war dabei, die

breiten Streifen der Dämmerung über den Himmel zu schieben.

Am Waldrand blieb ich stehen. Kalt fuhr der Wind gegen mein Gesicht. Er biss in den Augen, ich zwinkerte und sah plötzlich die Fahrzeuge, die wie aus dem Nichts erschienen waren.

Sie standen auf der Ebene. Der hintere Wagen diente als Käfig für die Raubtiere.

Ich ging nicht sofort los. Zunächst einmal schaute ich mir den Wagen und dessen unmittelbare Umgebung an. Nichts deutete auf eine erkennbare Gefahr hin. Am Wagen bewegte sich nichts, ich sah auch keine Spur von Raissa und ebenfalls nichts von ihren Tieren.

Sehr schnell hatte ich den Bereich der Eichen verlassen und bewegte mich auf der glatten Ebene weiter.

Ich ließ den Wagen nicht aus den Augen. Erst jetzt entdeckte ich den roten Schein. Es war, von mir aus gesehen, hinter dem Wagen aufgeflackert, sodass ich ihn nur als einen wabernden roten Rand wahrnahm.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich den Problemen zu stellen. Und das wollte ich auch. Dieses Gelände konnte nur der geheimnisvolle Tier- oder Monsterfriedhof sein, von dem Raissa gesprochen hatte. Unter Aibons Erde lag der Schrecken begraben.

Ich hatte einen ähnlichen Friedhof schon einmal erlebt. Damals waren grauenhafte Monstren durch das Geigenspiel eines kleinen Mädchens aus der Tiefe geholt worden. Konnte oder würde sich hier etwas Ähnliches wiederholen?

Schatten lagen über dem Land. Dunkel, wenn auch grünlich schimmernd. Gewaltig war der Himmel. Ein riesiges Firmament.

Überdeckt mit Wolken, blanken Flächen, helleren Inseln oder dunkleren Schatten. Ein herrliches Bild, auch für mich, der ich mich mehr auf den Wagen konzentrierte und noch immer keinen Menschen sah.

Unter meinen Füßen schleifte das Wintergras. Manchmal knackten die Halme. Rauch wehte mir entgegen. Es roch scharf, als wäre feuchtes Holz unter dicken Rauchabsonderungen verbrannt worden. Wenn die Schleier meine Augen trafen, bissen sie sich fest.

Die Augen wurden gereizt und produzierten Tränen.

Ich war nicht einmal überrascht, als ich die Stimme eines Mannes hörte, die hinter dem abgestellten Wagen aufklang. »Komm ruhig näher, ich weiß, dass du da bist. Ich erwarte dich.«

Die Stimme klang nicht unangenehm. Sie ließ nicht auf eine sofortige Feindschaft schließen. Es hatten eher Neugierde und Erwartung mitgeklungen. Auch ich war entsprechend neugierig und ging schnell um den Wagen herum.

Der Mann hockte, eingehüllt in einen Mantel, am Feuer und warf Äste in die Flammen. Das Holz wurde von den gierigen Zungen

umschmeichelt. Rinde platzte weg, der Qualm trieb abermals beißend in meine Richtung, ich wedelte ihn mit der Hand weg, und erst jetzt sah der Fremde auf.

Der Hinterkopf war unter einer Kapuze verborgen. Ich sah nur sein Gesicht, umflort vom rotschwarzen Licht.

Es war ein altes Gesicht mit kleinen Augen. »Ich bin Krull,« sagte der Mann mit schwerer Stimme. »Komm zu mir, deinen Namen kenne ich. Er ist mir mitgeteilt worden.«

Trotz der Aufforderung blieb ich zunächst einmal stehen, denn ich hielt nach Raissa Ausschau.

Sie war nicht zu sehen, ebenso wenig wie der Panther. Als ich in den Käfig schaute, sah ich weder eine Bewegung noch einen Schatten. Bis auf ein paar Strohreste am Boden war er leer.

Krull hatte meine Gedanken erraten. »Wir sind allein,« sagte er nur.

»Und Raissa?«

Er hob die Schultern. »Sie braucht nicht bei uns zu sein. Was wir zu besprechen haben, geht nur uns beide an.«

»Na denn.« Ich ging die letzten Schritte und ließ mich am Rand des Feuers nieder. Ich spürte die Hitze im Gesicht.

»Wir müssen warten,« erklärte Krull.

»Ich weiß. Auf den Kometen.«

»Ja, so ist es.« Er nahm wieder ein Stück Holz, schleuderte es in die Flammen und sah den hochfliegenden Funken nach, wie sie in der Dunkelheit ihre Bahnen zogen. »Es ist wirklich nicht einfach,« sagte er, »aber die Gesetze der Natur lassen sich nun mal nicht leicht durchschauen. Welten kommen, Welten gehen. Unheil geht, und er ist einer der Boten. Ich habe ihn lange beobachtet, ich habe ihn studiert und erkannt, dass er magische Kräfte hat, die er auch ausspielen wird, wenn er ein bestimmtes Gebiet überfliegt.«

»Dieser Friedhof also.«

»Das ist so, John Sinclair. Hier sind die begraben, von denen die Legenden der Menschen erzählen, aber wenn der Komet uns passiert, werden sich die Gräber öffnen.«

Ich unterbrach ihn. »Wie ist das möglich? Was hat der Komet mit Aibon oder den Druiden zu tun?«

Obwohl sein altes, faltiges Gesicht im Schatten der Kapuzenkrempe lag, erkannte ich doch den erstaunten Ausdruck auf seinen Zügen. »Das weißt du nicht?« fragte er erstaunt.

»Nein.«

»Die Druiden waren ein besonderes Volk.«

»Das glaube ich schon, aber…«

Seine Handbewegung brachte mich zum Schweigen. »Sie wussten viel, sie arbeiteten auf zahlreichen Gebieten. Sie waren Magier und Wissenschaftler. Sie haben sich mit der Sternenkunde beschäftigt, sie

untersuchten die Natur, sie lernten die Gesetze kennen, und sie waren gleichzeitig mächtige Magier. Sie kannten Verbindungen zwischen bestimmten magischen Punkten, sie errechneten Kometenbahnen, und sie wussten auch, was es zu bedeuten hatte, wenn die Kometen sich dem menschlichen Auge am Himmel zeigten. Es waren besondere Menschen, diese Druiden. Priester und Magier, sogar Wissenschaftler.«

»Aber sind Aibons Tiere nicht längst tot? Und liegt Aibon nicht in einer anderen Dimension?« fragte ich.

»Ja und nein. Du kennst vielleicht die Wechselwirkung der Zeiten. Irland ist das Reich der Druiden. Hier fühlen sie sich wohl, hier haben sie gelebt, hier ließ man sie in Ruhe, hier konnten sie wirken, und hier begruben sie auch ihre Toten, deren Seelen auf die lange Reise ins Nichts gegangen waren.«

»Und die Tiere?«

»Ja. Wenn der Komet erscheint, wird seine Strahlung auch über uns hinweggleiten und das erwecken, was sich im Boden befindet. Er wird ihn auflockern, ihn durchsichtig machen, und ich habe mein Ziel endgültig erreicht.«

Es war gut, dass er auf sich selbst zu sprechen kam, da ich wissen wollte, woran ich mit ihm war. »Du bist Krull, nicht wahr?«

»So nennt man mich.«

»Wer bist du wirklich? Woher kommst du?«

Er hob die Arme. Die Ärmel des Mantels fielen zurück, sodass ich seine Hände besser erkennen konnte. Der alte Mann hatte lange Finger, sie wirkten wie knotige Äste.

Irgendwie passten sie zu seinem Gesicht. »Ich bin ein Suchender. Ich gehöre zu denen, die viel gelesen haben, um anschließend die Dinge zu suchen und ihnen auf den Grund zu gehen.«

»Das ist alles?«

»Ja, in diesen schlichten Worten steckt mehr, als sie tatsächlich aussagen. Suchende sind Mahner. Es sind Menschen, jede Zeit hat sie. Aber sie werden zumeist nicht wahrgenommen oder verlacht. Mir erging es ähnlich, als ich in den großen Städten nach Büchern über Druiden suchte. Als ich fragte, lachte man mich aus und schickte mich in die Kinderbuchabteilung. Ich bin gegangen und habe die alten Sagen genau studiert. Vieles stimmte mit meinen Forschungen überein. Bei zahlreichen Textpassagen fand ich den Weg hierher, wo sich der alte Friedhof befindet. Es war wunderbar, all dies zu sehen, was ich in meinen Forschungen herausgefunden habe. Nicht mehr Theorie, sondern Praxis. Heute bin ich so weit und kann sagen, dass ein Traum in Erfüllung geht. Der Komet kommt. Er wird am Himmel erscheinen und seine Magie senden. Dann bricht die Erde auf. Was in Aibon begraben wurde, wird die Magie aus dem All wieder an die Oberfläche holen.«

Was Krull mir da erzählte, glaubte ich ihm. Es gab Verbindungen zwischen der realen Wissenschaft und der Magie. Nicht zuletzt Professor Chandler hatte mich davon überzeugt.

Mir kam eine Idee.

Oft war es so, dass Menschen, die ein gleiches Hobby oder Ziel haben, miteinander in Verbindung stehen, auch wenn sie räumlich getrennt leben. Verwandte Seelen finden sich immer. Deshalb wollte ich von Krull wissen, ob ihm eine bestimmte Person bekannt war, die auch ich zu meinen Bekannten zählte.

»Professor Chandler?« fragte ich flüsternd. »Kennst du ihn?«

Krull bewegte seine Lippen. Es sollte wohl ein Lächeln sein.

»Ich kenne ihn sogar gut. Zwar habe ich ihn nie gesehen, aber seine Aufzeichnungen waren für mich sehr interessant. Ich habe viel aus ihnen gelernt und weiß, dass auch er zu den Menschen gehört, die man nie richtig ernst nahm oder nimmt. Seine Berechnungen wurden von den Kollegen verlacht. Diese verließen sich allein auf ihre Mathematik, sie…«

Ich unterbrach ihn, denn ich kannte selbst genug über Chandler.

»Und wie war das mit Raissa?« erkundigte ich mich. »Woher hast du sie? Einfach mitgenommen? Oder ist sie deine Enkelin?«

»Ich habe sie gefunden.«

»Einfach so?«

»Ja, sie war ausgesetzt. Wer sie zur Welt gebracht hat, weiß sie nicht. Jedenfalls nahm ich sie auf, und sie lehrte mich, mit der Natur umzugehen, denn sie hat zu den Tieren dieses Planeten ein besonderes Verhältnis. Sie kann sie verstehen, und sie erinnert sich auch wieder an ihr erstes Leben, das sie als Tier gelebt hat. Deshalb diese starke Verbindung. Begleitet wird sie von einem Panther, und sie wurde auch durch den Säbelzahntiger geschützt, aber den hast du vernichtet. Deshalb wird die Rache furchtbar sein. Ich kann nichts für dich tun, wenn Raissa beschlossen hat, dass dieser Friedhof zu deinem Grab werden soll. Eigentlich mag ich dich. Du bist zwar ein Mensch wie ich, aber trotzdem anders, und das gefällt mir. Aber es gibt Dinge, die höher stehen. Gewissermaßen über den Dingen, und da muss man einiges opfern. So habe ich es gelernt, so werde ich es immer wieder anderen sagen. Verzichtet auf Kleinigkeiten, um das große Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. Ich habe es auch nicht getan.«

Mittlerweile war es finster geworden. Nur das zuckende Feuerauge erhellte die Dunkelheit. Wir wurden vom Spiel der Flammen umschmeichelt, die uns selbst aussehen ließen wie Gestalten aus dem Reich der Geister. Ich dachte an den Halleyschen Kometen und warf einen Blick zum düsteren Himmel.

Noch war von diesem Himmelskörper nichts zu sehen.

Wolken verdeckten die Sicht, nur an einigen Stellen war das

Firmament klar. Diese Gebiete wirkten wie blanke Inseln.

»Wir werden gemeinsam auf das große Ereignis warten,« sagte mir mein Gegenüber. »Es dauert nicht mehr lange. Ich spüre, dass der Komet unterwegs ist. Wir werden ihn nur als einen hellen Streifen am Himmel erkennen können, wenn überhaupt. Aber er wird kommen, und das Licht, das die Toten begleitet, entsteigt der Erde dieser grünen Insel. Zweimal schon habe ich erlebt, dass Monstren ihre Gräber verlassen konnten. Der Tiger und der Panther. Sie waren längst vergangen, aber sie folgten dem Ruf ihrer neuen Herrin Raissa.«

Ich blieb ruhig. Irgendetwas passte mir nicht. Ich sah zwar keine Gefahr, spürte aber, dass einiges anders geworden war. Ich dachte an gewisse Vorboten.

Der Alte blickte mich starr an. Nichts bewegte sich in seinem Gesicht. Die alte Haut schien versteinert zu sein. Die Augen erinnerten mich an kleine, runde Teiche. Er hatte die schmalen Lippen etwas nach vorn geschoben, sodass es den Anschein hatte, als würde er nur darauf lauern, dass ich anfing mich zu wehren.

Das tat ich nicht.

Es war besser, wenn ich sitzen blieb und mich auf die anderen Dinge konzentrierte.

Direkt in meiner Nähe spürte ich es. Ich merkte die Gänsehaut, wie sie über meinen Rücken lief. Ein warmer Hauch streifte meinen Nacken. Bevor ich mich umdrehen konnte, spürte ich spitze »Messer« auf der Haut.

»Wenn du dich bewegst, wird dir der Panther das Genick zerbeißen,« befahl Raissa.

***

Ich blieb still sitzen. An einen Bluff glaubte ich nicht. Ein Raubtier wie dieser schwarze Panther konnte sich lautlos anschleichen. Er hatte mich überrascht. Ich stand zudem auf Raissas Liste, obwohl ich ihren Tigernicht getötet hatte, aber das spielte nun mal keine Rolle. Mich hatte sie, ich war ihr Gefangener.

Der Alte tat nichts, um mich aus der misslichen Lage zu befreien.

Er hob den Kopf an und schaute an mir vorbei. »Du bist doch gekommen?«

»Ja, Krull. Ich musste es.«

»Und der Friedhof?«

Da lachte Raissa leise. »Ich habe gespürt, dass sich etwas unter der Oberfläche tut. Da lauert das untote Leben. Die Begrabenen sind bereit. Sie warten darauf, endlich befreit zu werden. Sie spüren, wer unterwegs ist.«

»Werden sie alle kommen?«

»Ich hoffe es.«

Mir gefiel das Gespräch zwischen den beiden überhaupt nicht. Ich wusste selbst, dass ich hilflos war, solange sich die Zähne des Raubtiers an meinem Nacken festbissen. Der Panther rührte sich nicht.

Ich hatte ihn nicht einmal gesehen, sondern bemerkte nur seinen Schatten, der sich neben mir auf dem Boden abzeichnete. Er reichte bis an das Feuer heran, in das der Alte noch zwei Äste warf.

Danach wandte er sich wieder an Raissa. »Willst du ihn vorher töten?« fragte er.

»Nein, nein!« sagte sie schnell. »Er soll noch erleben, was die Erde verborgen hält.«

»Da stimme ich dir zu, meine Liebe, obwohl ich es nicht gerne sehe, wenn er vernichtet wird. Es ist nämlich so. Unsere Seelen sind irgendwie verwandt. Wir fühlen beide mit. Wir wissen, dass es mehr zwischen Himmel und Erde gibt, als…«

»Krull, ich möchte es nicht!«

»Gut, es ist deine Entscheidung. Du bist mächtiger als ich. Du besitzt die Kraft des vergessenen Landes, die sich in deinem Speer konzentriert.« Er blickte wieder zu mir. »Dieser Speer oder diese Lanze ist etwas Besonderes. Geschnitzt aus dem Ast eines magischen Eichenbaums, kann er vieles erreichen, von dem die Menschen bisher nur träumten. Du hast ihn in Aktion gesehen. In der Hand meines Mediums entfaltete er seine Kräfte, und er wird auch dafür sorgen, dass sich dieser Friedhof leert.« Der Alte stöhnte auf.

»Raissa!« flüsterte er. »Ich glaube, es ist so weit. Ich spüre es. Der Komet…«

Sie ging auf ihn zu.

Leider bewegte sich der Panther hinter mir nicht. Seine Zähne lauerten nach wie vor an meinem Nacken. Er war der beste Wächter, den man sich nur wünschen konnte.

Obwohl ich allmählich einen steifen Hals bekam, hütete ich mich, den Kopf zu bewegen. Das Raubtier hinter mir hätte es falsch auffassen können, und es wäre aus mit mir gewesen.

Deshalb schaute ich stur nach vorn und verdrehte nur die Augen, wenn ich in eine andere Richtung blicken wollte.

So wie jetzt, als ich Raissa sah, die von der Seite her auf Krull zutrat. Ich bekam einen trockenen Hals. Trotz meiner nicht gerade berauschenden Lage musste ich ihren herrlich gewachsenen Körper bewundern. Sie hatte tatsächlich eine atemberaubende Figur.

Die Krone saß nach wie vor auf ihrem Kopf. Schwarzbraun floss das lange Haar der Schulter entgegen.

Sie hielt in der rechten Hand die Lanze, bewegte sich geschmeidig und blieb neben Krull stehen, bevor sie sich zu ihm hinabbeugte.

Er fasste sie an. »Raissa, unser Traum wird sich erfüllen. Ich spüre die innere Kraft, die meinen Körper durchläuft. Schau zum Himmel. Dort

wirst du sehr bald das Licht sehen. Fang es auf. Tu das, was wir besprochen haben. Folge allen Gesetzen, die niedergeschrieben worden sind. Dann kann nichts schief gehen.«

»Ja, Krull, das werde ich!« Sie versprach es mit fester Stimme, drehte sich aus seinem Griff und ging fort.

Ich rechnete schon damit, dass sie den Bereich des Feuerscheins verlassen würde, das aber trat nicht ein. Sie blieb an seinem Rand stehen, blickte für einen Moment gegen den düsteren Himmel, wobei sie den rechten Arm hob. Ich verstand zuerst nicht, was diese Bewegung bedeuten sollte.

Wenig später sah ich es.

Mit großer Wucht rammte sie die Lanze in den Boden.

Die Spitze verschwand völlig.

Raissa trat so weit zurück, dass ich von ihr nur noch die Umrisse erkennen konnte. Sie wartete auf ein bestimmtes Ereignis, wie Krull berichtet hatte.

Auch er sprach nicht mehr.

Aus Sekunden wurden Minuten. Jede einzelne erschien mir endlos. Der Panther hinter mir stand wie ein Denkmal. Die Zähne seines Raubtiergebisses lagen nach wie vor auf meiner Haut.

Eine innere Unruhe erfüllte mich. Sie lag wie ein Druck auf meinem Magen. Ich holte nur flach durch die Nase Luft.

Krull warf mir hin und wieder einen längeren Blick zu. Er verstand, dass ich nervös war, sprach aber gleichzeitig belehrend dagegen. »Die Zeit ist für mich manchmal nicht vorhanden. Ich kann warten und mich auf bestimmte Dinge konzentrieren. Ich habe lange gewartet, jetzt brauche ich nur noch Minuten.«

»Aibon kann auch gefährlich sein,« warnte ich. »Niemand sollte es unterschätzen.«

»Das tue ich auch nicht. Raissa wird die Monstren zähmen.« Er lachte leise und brach plötzlich ab. In seine Augen trat ein lauernder Ausdruck, gleichzeitig drehte er den Kopf, um zum sternenklaren Himmel blicken zu können.

Ein günstiges Schicksal hatte dafür gesorgt, dass die Wolkendecke an mehreren Stellen aufgerissen war.

»Raissa!« Krulls Stimme zitterte, als er den Namen des Mädchens aussprach. »Ich fühle, dass es so weit ist. Ich kann ihn noch nicht erkennen, aber er wird bald hinter den Bergen aus den Wolken auftauchen. Seine Kraft gibt auch mir Kraft. Er ist da! Der Komet ist gekommen.«

Da entdeckte auch ich ihn. Ein Stern, funkelnd, trotzdem aber blass und bleich.

Er huschte über den Himmel und zog einen leichten Schweif hinter sich her.

Plötzlich sprang Krull auf. »Der Stern von Bethlehem!« brüllte er. »Alles wird wahr. Wir haben uns nicht getäuscht. Der Stern kommt. Er ist…«

Im selben Augenblick schien der Himmel über uns zu explodieren. Ein fahles Licht erhellte die Räume zwischen den Wolken. Es war eine Mischung aus bleichem Grün und blassem Rot, die über den Himmel tanzte.

Plötzlich verdichtete sich das Licht am Himmel und jagte wie ein Blitz der Erde entgegen. Sein Ziel war Raissas Speer, der in der Erde steckte. Er jagte hinein und zerriss ihn in mehrere Teile. Sie flogen nach allen Seiten davon. Ich hörte Raissas heiseren Schrei und sah Krull, der die Arme erhoben hatte und wie ein großer Magier auf dem Fleck stand.

»Es ist vollbracht!« rief er mit Stentorstimme, und ich konnte ihm nicht widersprechen.

Die Magie des Weltalls hatte das Gebiet des alten Friedhofs überflutet.

***

Die Dunkelheit kehrte nicht zurück. Der Stab war zerbrochen, aber das Licht blieb. Es nahm eine gewaltige Breite ein, erfasste das gesamte Gebiet des Friedhofs und drang bis an seine Grenzen vor, die es ebenfalls erhellte, sodass ich genau die Ausmaße dieses Gebiets erkennen konnte. Dahinter hob sich scharf konturiert der alte Eichenwald ab, dessen Bäume einen gespenstisch fahlen Glanz angenommen hatten, sodass die Natur wie ein Gemälde des großen Künstlers Caspar David Friedrich wirkte.

Über dem Gebiet lag ein fahler Glanz. Silbrig grün schimmerte er und blendete nicht. Er hob Details hervor. Büsche, Gras, wild wucherndes Unterholz.

All das war der Friedhof.

Aber seine Begrabenen lagen nach wie vor unter der Erde. Ich wusste nicht, wie viel Zeit mittlerweile vergangen war. Ich saß auf dem Boden, die Zähne des Panthers im Nacken, und wartete auf die kommenden Ereignisse.

Magie braucht Zeit, um wirken zu können. Dieses alte Gesetz erlebte ich auch hier. Was lange Zeit in der Tiefe gelegen hatte, ließ sich nicht so ohne weiteres an die Oberfläche schaffen. Es musste arbeiten, aus seiner Erstarrung gelöst werden. Auch dieser Flecken Erde bildete keine Ausnahme.

Raissa kam näher.

Auch sie hatte das Licht nicht verschont. Das Mädchen wirkte auf mich wie ein Gespenst, als es mit langsamen Schritten auf das Feuer zutrat, das allmählich herunterbrannte.

Sie schaute mich an, als sie stehen blieb, und mir ein Wort drang aus ihrem Mund. »Mörder!«

»Nein!« sagte ich. »Du kannst mich nicht als Mörder bezeichnen!«

»Du hast ihn getötet.«

»Ich war es nicht!«

»Vielleicht. Aber es war deine Waffe, die es vollbrachte. Ich werde sie nach deinem Tod an mich nehmen und…«

»Raissa!« Zischend hatte der Alte den Namen des Mädchens gerufen, als hätte er plötzlich etwas entdeckt.

Sie drehte den Kopf, blickte ihn an und sah, dass er auf eine Mulde wies. Man musste schon genau hinsehen, um sie erkennen zu können.

»Da ist der Anfang!« hauchte Krull. »Wir werden es erleben. In den folgenden Sekunden.«

Ich war vergessen. Die beiden konzentrierten sich auf den unheimlichen Vorgang.

Die Erde öffnete sich und entließ den Schrecken!

***

Zuerst dachte ich an eine Pflanze, als der lange, dicke und nach oben hin breitere Arm aus dem Boden drang, in die Höhe gepeitscht wurde, sich drehte und ich einen Kopf sah, der das Ende des Arms bedeckte. Es war ein Schlangenschädel.

Flach, mit einem breiten Maul, das offen stand.

Was es war, wusste ich nicht, rechnete jedoch mit einer Riesenschlange und sah mich getäuscht, denn die Erde brach im nächsten Augenblick vehement auf, sodass das gesamte Tier, das bisher in der Tiefe gelegen hatte, zum Vorschein kommen konnte.

Es war ein Saurier!

Dunkelgrün, bedeckt mit grauem Schlamm, schüttelte er seinen Körper so heftig, dass der Schlamm nach allen Seiten hinwegspritzte und sich wie ein Regen in die unmittelbare Umgebung ergoss. Noch waren die kurzen Beine nicht zu sehen, die aber folgten sehr schnell nach. Der lange Hals peitschte von einer Seite zur anderen. Der flache Schädel schien jeden Augenblick herabzufallen. Das geschah nicht. Der Schädel blieb sitzen, er drehte sich nur und schaute auf uns herab.

Unter dem Blick dieses Monstrums wurde mir ganz anders. Saurier waren Pflanzenfresser. Dieser hier auch?

Ich konnte es nur hoffen. Der Blick des Monstrums pendelte sich auf uns ein, dann erst setzte sich das Tier in Bewegung.

Schon der erste Schritt ließ uns etwas von der Kraft ahnen, die in dem Körper steckte.

Als der Fuß den Boden berührte, vibrierte die Erde. Wenn der einmal zutrat und mich voll erwischte, war ich platt.

Das ahnten auch Raissa und Krull. Sie wichen zurück. Ihre Chancen

standen etwas besser als meine.

Die beiden schauten sich an.

Ich hockte da und stand unter Hochspannung. Lange konnte ich es nicht mehr aushalten. Der Saurier ragte wie ein unförmiges Gebirge vor mir auf.

Raissa und Krull waren nervös. Irgendetwas schien schief gelaufen zu sein. Ich erkannte es an ihren Blicken, die sie sich und dem Saurier zuwarfen.

»Wir müssen ihn unter Kontrolle bekommen!« sagte Krull mit drängender Stimme. »Du, Raissa.«

»Aber wie?«

»Dein Stab…«

Sie lachte schrill. »Er ist zerstört worden. Wir haben die Geister gerufen und werden sie nicht mehr los!«

Krull zuckte zusammen. Ich konnte mir vorstellen, wie es in seinem Innern aussah. Er wankte zurück und wäre fast in die Glut des Feuers getreten. »Ja!« rief er. »Es stimmt. Dein Stab ist vernichtet worden. Wer konnte das ahnen? Wer?«

»Du hättest es wissen müssen!«

Es hatte überhaupt keinen Sinn, dass die beiden sich stritten. In diesem Augenblick mussten wir Menschen zusammenhalten, und das machte ich ihnen auch deutlich.

»Verdammt noch mal, streitet euch nicht herum! Du, Raissa, ruf deinen Panther zurück! Wir sitzen in einem Boot. Wir müssen zusammen…«

»Nein!« schrie sie voller Wut und ballte die Hand, während sich der Saurier noch weiter drehte, als würde er überlegen, wen er als Ersten angreifen sollte. »Deine Waffe hat den Tiger vernichtet.«

»Sie kann vielleicht auch die anderen töten!«

Ich sah es ihr an, dass sie mir abermals widersprechen wollte.

Dagegen hatte Krull etwas. »Moment, Raissa, denke nach. Vielleicht hat er sogar Recht. Wir sollten einen Kompromiss schließen. Niemand konnte wissen, dass der Speer der Eichenkundigen vernichtet werden würde. Eine völlig neue Lage ist entstanden.«

»Ich soll ihn tatsächlich freilassen?«

»Ja!«

Sie überlegte. Hoffentlich nicht zu lange, denn der Kopf des Sauriers näherte sich bereits dem Boden. Bei dem Maul konnte er uns mit Leichtigkeit verschlucken.

Und Raissa wurde vernünftig. Ein schriller Pfiff drang über ihre Lippen.

Hinter mir bewegte sich der Panther und gab im nächsten Augenblick meinen Hals frei.

Das war ein Gefühl wie Weihnachten. Selten in letzter Zeit hatte ich

so befreit atmen können wie in diesen Sekunden. Estat unbeschreiblich gut, sich wieder bewegen zu können. Ich drehte meinen Kopf. Ein wenig schmerzte diese Bewegung. Da waren Sehnen überanstrengt worden, und an den Druckstellen der Zähne quollen kleine Blutstropfen aus der Haut.

Ich stand auf.

Zur selben Zeit, als der Panther lossprang. Was ihn dazu veranlasst hatte, wusste keiner von uns. Jedenfalls jagte er auf den Saurier-Koloss zu, fauchte wie ein schwarzer Teufel und stieß sich genau im richtigen Moment ab.

Raissa wollte ihn noch zurückrufen, das gelang ihr nicht mehr.

Der Panther war einfach nicht mehr zu halten. Er wuchtete seinen Körper gegen die mächtige Flanke des urzeitlichen Tieres.

Er klatschte dagegen. Für einen Moment sah es so aus, als wollte er wieder abrutschen, dann gelang es ihm, seine scharfen Krallen auszufahren und sich an der Haut festzuhalten, sodass er wie angenagelt wirkte.

Ich war inzwischen wieder auf den Beinen und hatte das leichte Schwindelgefühl abgeschüttelt. Wie ich den Saurier besiegen sollte, wusste ich natürlich nicht, aber ich wollte mir etwas einfallen lassen.

Raissa war wie von Sinnen. Sie schüttelte den Kopf, schrie ihrem Panther etwas zu, wollte hinlaufen, doch Krull stellte sich gegen sie.

Er brachte das Mädchen aus dem Rhythmus, warnte es mit sich überschlagender Stimme vor der Gefahr, aber sie ließ sich nicht beirren. Ein heftiger Schlag schleuderte den Alten zur Seite, Raissa hatte wieder freie Bahn und startete.

Ich warf mich ihr in den Weg. Als wir zusammenprallten und ich unter meinen Händen zum ersten Mal ihre Haut spürte, da spürte ich die Kraft der Muskeln. Es lagen stahlharte Sehnen unter der Haut verborgen, und Raissa konnte kämpfen wie eine Wildkatze.

Sie erwischte mich mit den Nägeln und mit einem Faustschlag, dem ich durch geschicktes Ausweichen einen Großteil der Wucht nehmen konnte. Aber es gelang mir nicht mehr, sie zu halten.

Sie schleuderte ihren Körper zurück. Meine Hände rutschten ab, ich fing noch einen bösen Blick auf, bevor sie auf dem Absatz kehrtmachte und auf ihren Panther zurannte. Der hatte sich noch immer festgekrallt und versuchte sogar, den Hals des Sauriers zu erreichen.

Das schaffte er nicht mehr.

Der Saurier, dessen dicke Haut aufgerissen worden war und teilweise in Fetzen nach unten hing, wurde plötzlich wütend. Er schüttelte sich so heftig, dass man das Gefühl haben konnte, ein Erdbeben zu erleben. Dabei drehte er seinen Schlangenhals an der Seite des Körpers entlang, an der sich der Panther festgeklammert hatte.

Er und das Mädchen erkannten die Gefahr. Das Tier wollte dem Tod entkommen, ließ los und fiel dem Boden entgegen.

Was ich hier so langsam berichte, lief tatsächlich sehr schnell über die Bühne.

Das Raubtier kippte.

Und es prallte haargenau auf die anrennende Raissa, die so viel Schwung in ihren Lauf gelegt hatte, dass sie nicht mehr ausweichen konnte. Der schwere Pantherkörper schleuderte sie zu Boden, das schwarze Tier blieb auf ihr liegen, und gleichzeitig hatte sich der mächtige Urzeitkoloss gedreht.

Dabei hob er das linke Vorderbein.

Krull sah es kommen, er jammerte. Ich sah die Gefahr ebenfalls und wollte das Mädchen warnen. Raissa schrie um ihr Leben, als plötzlich ein Schatten über sie und den Panther fiel.

Wie ein riesiger Stempel wirkte das Bein, als es beide – Mensch und Tier – traf. Es ließ ihnen keine Chance.

Ich wandte mich ab, wollte nicht hinsehen und hörte noch ein schrilles Fauchen, das letzte Lebenszeichen des Panthers. Raissa aber starb stumm. Sie hatte sehr hoch gespielt und alles verloren.

Auch Krull war Zeuge geworden. Er stand da, starrte auf den Saurierkörper und begann plötzlich zu schreien und zu lamentieren.

Beide Arme hob er hoch, schlug sie gegen sein Gesicht, nur war es keine Zeit für Trauer. Ich lief auf ihn zu und riss ihn herum. Seine Arme fielen wieder nach unten.

Das Gesicht war gezeichnet. Schmerz, Entsetzen, Resignation. In den Zügen lag alles und addierte sich zu einer Hoffnungslosigkeit.

Raissa war gestorben, er aber lebte, und er sollte auch weiterleben, wenn es nach mir ging.

Ich packte seinen Arm. Er rührte sich auch nicht, als ich ihn anschrie. So zog ich ihn einfach mit, nur weg aus dem unmittelbaren Bereich des Sauriers, der mit einem Schritt die Entfernung überbrücken konnte, die wir mit zehn schafften.

Ich rannte tiefer in das Gelände hinein, obwohl ich im Unterbewusstsein immer daran dachte, dass dieser Saurier nicht alles gewesen sein konnte, was in der Erde gelauert hatte.

Wahrscheinlich merkte Krull nicht einmal, dass er mitlief. Seine Beine bewegten sich automatisch. So wie ich ihn zog, setzte auch er einen Fuß vor den anderen, stolpernd, dabei keuchend und immer wieder nach Luft ringend.

Das unheimliche Licht hüllte uns wie ein grünroter Schatten ein.

Ich hatte vor, den Waldrand zu erreichen, eine verdammt große Distanz, die ich zurücklegen musste, für den Saurier jedoch ein Nichts.

Ein gewaltiges Geräusch erreichte meine Ohren. Ich stoppte für einen Moment den Lauf und drehte mich um. Neben mir brach Krull

keuchend in die Knie.

Ich kümmerte mich nicht um ihn, dafür sah ich zu, wie der gewaltige Saurier das Heim der beiden Menschen zermalmte. Er trat zweimal mit seinen mächtigen Füßen zu. Sehr langsam nur gab er Druck, sodass ich das Gefühl hatte, dass beide Wagen im Zeitlupentempo zusammenbrachen und zu einem Gewirr aus Metall, Holz und Glas wurden, das teilweise noch tiefer in den Boden eingerammt wurde.

Das Licht reichte auch aus, um erkennen zu lassen, wo der Saurier hergegangen war. Seine Füße hatten mächtige Löcher im Boden hinterlassen. In einem waren der Panther und seine Herrin verschwunden.

Krull konnte nicht mehr. Er kniete noch immer. Als ich ihn hochreißen wollte, wehrte er sich. »Nein« keuchte er, »es hat keinen Sinn mehr! Sie brauchen sich nicht zu bemühen. Ich will sterben. Mein Ziel ist nicht erreicht.«

Ich riss ihn auf die Beine. Wie eine Puppe hing er in meinem Arm.

Er wollte tatsächlich nicht mehr, bewegte aber seine Beine automatisch, als ich ihn weiterzog.

Ich kam mir vor wie ein von tausend Teufeln Gehetzter. Wir waren auf der Flucht vor dem Grauen, das unweigerlich den Tod brachte, aber dort, wo sich die alten Eichenbäume wie ein düsteres Gemälde abzeichneten, befand sich das rettende Ufer.

Noch war der Weg weit. Zu weit, denn abermals vernahm ich das harte, dumpfe Stampfen des Riesentiers, das nicht aufgeben wollte.

Hatte ich vor kurzem daran gedacht, dass der verfluchte Saurier nicht alles sein konnte, so sah ich meine Befürchtungen plötzlich bestätigt. Diesmal tat sich vor uns der Boden auf.

Dabei fing es so harmlos an.

Zunächst merkten wir nichts. Ich registrierte zwar das Zittern, dachte aber daran, dass es der Verfolger war, der weiterging. Bis zu dem Augenblick, als die Erde Risse bekam.

Das Wintergras wurde plötzlich zur Seite gedrückt. Schuhbreite Spalten entstanden, durchzogen den Boden wie ein Netz, gleichzeitig brach er vor uns auf.

Ich wuchtete mich zusammen mit Krull zur Seite. Beide fielen wir hin, überschlugen uns und wurden von den fallenden Grassoden und Dreckklumpen überschüttet.

Ich schnellte hoch. Den alten Mann riss ich schon automatisch mit auf die Füße.

Im fahlen, über dem Friedhof schwebenden Licht sah ich das nächste Ungeheuer.

Es war ein Bär!

Gewaltig, unheimlich, viel größer als ein Grizzly.

Das Gebiss schimmerte, und seine Augen leuchteten in einem

tückischen Rotgrün.

»Renn los!« brüllte ich Krull zu, als ich sah, dass sich der Bär in unsere Richtung in Bewegung setzte.

Schräg links vor mir befand sich der gewaltige Schatten des Sauriers, vor mir der Bär, ich sah Krull laufen, wollte ihm folgen, aber das Tier hatte mich schon gesehen und als Opfer auserkoren. Zudem stand es so ungünstig für mich, dass ich Krull nicht mehr erreichen konnte und ihn nur noch schreien hörte.

Ich riskierte einen schnellen Blick, und meine Augen weiteten sich.

Der alte Mann war das zweite Opfer dieses mörderischen Friedhofs geworden.

Wie er ums Leben gekommen war, konnte ich kaum fassen. Ein Riesenelch hatte ihn aufgespießt. Er klemmte auf dem Geweih wie ein makabrer Schmuck. Vorwürfe brauchte ich mir nicht zu machen.

Ich hatte alles versucht, zudem geriet auch ich in Lebensgefahr.

Man spricht immer davon, dass sich Bären sehr schnell bewegen können und im Gegensatz zu manch landläufiger Ansicht überhaupt nicht tapsig laufen.

Das erlebte ich nun in der Praxis.

Der Bär war schnell, viel zu schnell für meinen Geschmack. Ich hatte nicht mehr viel Zeit, mir etwas einfallen zu lassen, wichtig allein war der Griff zur Beretta.

Ich riss die Waffe hervor, sah ihn kommen, hörte sein tiefes, gefährliches Knurren oder Brummen, hob den Arm mit der Waffe an und feuerte drei Kugeln rasch hintereinander ab.

Die geweihten Silberkugeln jagten in den dichten Pelz, rissen Löcher hinein, schufen Wunden, all das, was ich gewollt hatte, aber sie brachten das Tier nicht zum Stoppen.

Der Bär ging weiter.

Er walzte, er war schnell, er bewegte sich rollend, er wollte mich zerdrücken und zerquetschen.

Ich schoss noch einmal.

Auf den Kopf hatte ich gezielt, doch der Bär hatte sich zuschnell bewegt, sodass die Kugel nur eine Furche im Fell seines Halses hinterlassen hatte.

Dann war er da.

Zeit, den Bumerang zu ziehen, blieb mir nicht mehr. Ich schnappte noch nach meinem Silberdolch, als der Bär vor mir hochwuchs, tauchte zur Seite und wurde trotzdem erwischt.

Eine seiner Pranken fuhr in meine Kleidung. Ich hörte noch das Reißen, mein Sprung wurde gebremst, hart landete ich auf dem Boden.

Dem Bär konnte ich nicht entkommen.

Als ich wieder hochsprang, stand er vor mir wie ein großer Schrank

und umarmte mich.

Zum Glück hatte ich meinen Dolch wieder dabei. Ich hielt ihn in der rechten Hand, rammte sie vor und versenkte die Klinge im tiefen Brustfell des Giganten.

Trotzdem hatte ich verloren.

Der Bär fiel bereits. Ich konnte die Klinge nicht mehr so schnell herausziehen. Noch größer wurde sein Schatten, der mich nach hinten schleuderte und auf meinen Körper fiel.

Es war furchtbar.

Plötzlich sah ich nichts mehr. Mein Gesicht hatte sich in das dichte Fell des Bären hineingewühlt, ich nahm einen scharfen und gleichzeitig modrigen Geruch wahr und hatte schreckliche Angst, getötet zu werden. Nicht durch das Gebiss der Aibon-Bestie, nein, ich würde ersticken, weil ich den schweren Körper einfach nicht zur Seite schieben konnte.

Trotzdem kämpfte ich, versuchte die Hände in die Höhe zu drücken und hielt dabei noch immer die Klinge mit der Rechten fest.

Ich hätte auch versuchen können, einen Felsbrocken zur Seite zu schieben, der Erfolg wäre gleich geblieben.

Der Bär bewegte sich. Ich spürte sein Fell auf den Lippen, und meine Angst wuchs allmählich ins Unermessliche.

Sollte ich so sterben?

Luft bekam ich keine mehr. Die Widerstandskräfte erlahmten allmählich, die Energie floss aus meinem Körper.

Ein furchtbares Schicksal schwebte bereits vor meinen Augen.

Immer wieder kehrte das Bild der sterbenden Raissa und des zertretenen Panthers zurück.

Das drohte auch mir.

Bis zu dem Augenblick, als der Körper des gewaltigen Tieres anfing zu zucken.

Zuerst achtete ich nicht darauf und dachte, es wäre normal. Bis sich das Zucken verlagerte. Dabei wuchtete der Bär seinen Körper in die Höhe.

Und er fiel nicht mehr nach unten. Stattdessen rollte er sich zur Seite, krachte auf den Rücken, ich sah das dunkelrote Blut nicht nur in seinem Fell, sondern auch auf der aus der Wunde geglittenen Dolchklinge schimmern, musste erst einmal wieder zu mir selbst finden und gab mir selbst den nötigen Ansporn, mich wieder auf die Knie zu erheben.

Gleichzeitig mit der Bestie kniete ich, hob den Kopf und sah vor mir eine schmale Frauengestalt mit langen, schwarzen Haaren, die in der rechten Hand ein Schwert mit goldener Klinge hielt und den Arm dabei schlagbereit zurückgeschwungen hatte.

Das war Kara, auch wenn ich es nicht fassen konnte.

Als ich aber das Fauchen der Klinge hörte, wie sie durch die Luft schnitt, wurde mir alles klar. Das Schwert erwischte die kniende Bestie wie das Fallbeil einer Guillotine.

Mit einem dumpfen Aufprall landete der Tierkopf am Boden. Aus der Wunde ergoss sich ein gewaltiger Blutschwall, der mich nicht verschonte. Es war einfach furchtbar. Das Blut des Bären vernebelte meine Sicht, ich schüttelte den Kopf, wischte die dampfende Flüssigkeit aus dem Gesicht und stieß gegen Karas Hand, die sie mir hinhielt.

»Komm hoch!«

Sie zog mich hoch und schleifte mich mit. Wie ein kleiner Junge lief ich hinter ihr her, hielt meinen Dolch fest und wischte noch einmal mit dem Handrücken über meine Augen.

Endlich konnte ich besser sehen.

Irrt Prinzip hatte sich nichts verändert. Der Friedhof war noch immer der gleiche. Nur war an einigen Stellen der Boden zusätzlich aufgebrochen. Monströse Geschöpfe krochen hervor. Zwei von ihnen sahen aus wie Krokodile, jedenfalls waren es Riesenechsen, nur nicht so flach. Auch ein geflecktes, tigerartiges Tier mit zwei Köpfen hatte sein Grab verlassen und schüttelte die letzten Erdkrumen ab.

Genau dort, wo sie hervorkrochen, sah ich eine kleine Gestalt stehen, die einen langen Mantel trug.

Myxin, der Magier!

Ich wollte etwas sagen, mich bei Kara bedanken, aber sie lief bereits auf ihren Partner zu, sodass mein Blick in eine andere Richtung pendelte.

Das Saurier-Monstrum überragte noch immer alles andere. Aber es hatte jetzt einen Gegner, der mit ausgebreiteten Flügeln und gezücktem Schwert vor ihm schwebte.

Der Eiserne Engel!

***

Drei mächtige Freunde aus Atlantis hatten den Weg zu mir gefunden. Die besten Helfer, die man sich überhaupt nur wünschen konnte. Ich fragte nicht nach den Gründen, wie sie es geschafft hatten, sondern blickte nach vorn, wo der Eiserne gegen den Urweltriesen antrat.

Der Saurier hatte alles vergessen, er konzentrierte sich auf seinen neuen Gegner, dem er auch durch seine Größe nicht imponieren konnte, weil es dem Engel immer gelingen würde, durch rasche Schläge der Flügel auszuweichen.

Plötzlich schnappte der Saurier zu. Gleichzeitig hatte er seinen langen Hals noch weiter gestreckt. Das Maul stand sperrangelweit offen, die Zähne blinkten, und der Eiserne wich nicht zur Seite. Er bewegte nur sein Schwert um eine Idee von oben nach unten.

Plötzlich fehlte die Hälfte des Mauls. Die beiden Teile kippten nach unten, der Saurier geriet in einen wahren Rausch aus Schmerzen und Hass. Er wuchtete seinen mächtigen Körper herum, schlug um sich, benutzte seinen langen Hals als Peitsche und erwischte den Engel auch, der nicht schnell genug ausgewichen war.

Für einen Moment hatte ich Angst um dieses lebende Standbild aus Atlantis, denn der Eiserne torkelte durch die Luft und näherte sich dem Boden. Bevor er ihn erreichte, hatte er sich wieder gefangen und breitete seine Flügel aus.

Elegant fing er den Fall ab und näherte sich dem haushohen Körper. Der Saurier konnte daran nichts ändern, dass der Eiserne auf seinem Rücken landete.

Zwar bockte das Riesentier, und als es zurückfiel, hatte ich das Gefühl, ein Erdbeben würde den Boden erschüttern.

Der Engel ließ sich jedoch nicht beirren. Mein Freund aus Atlantis hatte sich breitbeinig auf dem Rücken des Sauriers aufgebaut und führte sein schweres Schwert mit der breiten Klinge wie ein Könner.

Er hämmerte zu.

Und diesmal traf er voll.

Mit einem Streich trennte er den langen Hals fast genau in der Mitte durch und breitete sofort danach seine Flügel aus, um sich in die fahle Helligkeit zu schwingen.

Die Urzeit-Bestie verging. Sie kämpfte verzweifelt, aber ohne Kopf konnte auch sie nicht existieren.

Ich sah sie fallen.

Langsam und schwerfällig kippte sie mit der rechten Flanke zuerst dem Untergrund entgegen. Krachend schlug sie auf, und abermals erzitterte die Erde.

Der Eiserne hatte seine Pflicht getan. Er glitt auf mich zu. Ich sah ihn im nächsten Moment dicht neben und über mir und blickte in sein Gesicht, das er zu einem Lächeln verzogen hatte. Dann machte er kehrt und flog dorthin, wo Kara und Myxin gegen die neuen Monster ankämpften.

Hatte ich nichts mehr zu tun? War ich zu einem Statisten degradiert worden?

Ich hätte mich gern ausgeruht, aber ein dumpfes Trommeln ließ mich herumfahren.

Der gewaltige Monsterelch rannte auf mich zu.

Sein Geweih war leer, er hatte den Toten abgeschüttelt. Sein Maul erinnerte mich an eine gewaltige Schaufel, die schräg nach oben stand, und er hatte vor, mich aufzuspießen wie den alten Krull.

Diesmal blieb mir die nötige Zeit, um mit dem Bumerang kämpfen zu können. Ich riss ihn aus meinem Gürtel, stemmte mein linkes Bein vor, um den nötigen Halt zu haben, und ließ ihn näher kommen.

Ein böser Blick lauerte in seinen Augen. Er versprach mir den Tod, aber ich war es, der ihm das Ende in Form der silbernen Banane entgegenschleuderte.

Ich hatte sehr kraftvoll geworfen, der Bumerang jagte auf das degenerierte Monstrum zu. Er wischte dicht unter dem Geweih hinweg. Mit einem Schlag und der gleichzeitigen Drehung schaffte es die Waffe, den Kopf vom Körper zu trennen.

Geweih und Schädel flogen nach links weg. Der Torso rannte noch weiter, kam aber nicht mehr bis zu mir.

Der kopflose Elch stoppte und fiel, als wären ihm die Beine weggeschlagen worden.

Er rutschte noch über das Gras, als wäre dieser ein eingeseifter Teppich. Ich ging zur Seite, denn die schlagenden Hufe hätten mich letztendlich noch erwischen können.

Als er endlich still lag, atmete ich auf und schüttelte den Kopf.

Mein Körper war lädiert, ich hatte einiges abgekriegt, aber Schmerzen kümmerten mich in diesen Augenblicken nicht, weil andere Dinge viel wichtiger waren.

Die drei aus Atlantis kämpften, und sie waren dabei, den Rest zu erledigen und das Grauen wieder zurückzustoßen.

***

Auch Kara, die Schöne aus dem Totenreich, kämpfte wie ein wilder Krieger. Sie stand einem Mann in nichts nach. Dabei ergänzten sie und Myxin sich hervorragend. Der kleine Magier beherrschte die Telekräfte. Er setztedie Telekinese ein, und gegen die waren die Monstren chancenlos. Durch Myxins starke geistige Überlegenheit gelang es ihm, die Monstren in die Höhe zu wuchten und sie genau in die Schlagrichtung der goldenen Klinge zu schleudern. Das geschah zum Beispiel mit einer Echse, die vom Boden abhob und von Kara erwartet wurde.

Die Klinge teilte dieses Monstrum, als wäre die Haut dünn wie Papier. Die nächste Echse ebenfalls, und der Eiserne Engel mischte auch noch kräftig mit.

Diesmal stand er am Boden und hatte sich das Raubtier mit zwei Schädeln ausgesucht.

So gefährlich und gleichzeitig ungewöhnlich dieses Raubtier auch war, gegen den Eisernen hatte es keine Chance. Der Engel hatte lange warten müssen, um wieder zum Einsatz zu kommen. Nun bewies er innerhalb kurzer Zeit zum zweiten Mal, dass er nichts verlernt hatte.

Er besaß sogar die Gabe, so lange zu warten, bis sich das Wesen kraftvoll abgestoßen hatte, aber der Eiserne schlug nicht zu. Er schleuderte sein Schwert zur Seite und wuchtete seinen Körper dem anderen entgegen. Sie prallten zusammen.

Das dabei entstehende Klatschen wehte als Echo über das freie Land und erreichte sogar meine Ohren. War der Eiserne verrückt geworden? Begab er sich grundlos in Gefahr?

Nein, das war nicht der Grund. Er musste sich einfach selbst beweisen und gegen das Monstrum mit bloßen Händen ankämpfen. Er fiel zusammen mit dem Tier auf den Rücken, die Zähne hackten in seine Schultern, aber da gab es keine Knochen, die sie zerknacken konnten. Der Eiserne wurde seinem Namen gerecht. Seine Haut bestand aus Metall. Sie war hart, die Zähne schafften es nicht mal, sie zu ritzen. Aus dem Mund des Engels strömte ein dröhnendes Lachen, als er seinen Gegner von sich stieß und sich gleichzeitig in die Höhe wuchtete.

Dann schlug er zu.

Beide Fäuste rasten wie Rammböcke nach unten und trafen die Schädel der untoten Bestie.

Ich schaute nicht hin, aber die Geräusche redeten eine deutliche Sprache.

Wir alle hatten es geschafft. Auch Kara und Myxin, die »ihren«

Monstren ebenfalls nicht die Spur einer Chance gelassen hatten. Allmählich fiel die Spannung von mir ab.

Über den Friedhof lief ich auf meine Helfer zu. Die Erde war nicht mehr so glatt, wie ich sie gekannt hatte. Zum Glück entließ sie keine weiteren Geschöpfe mehr.

Ich passierte den toten Krull, ich ging an dem Saurier vorbei und wich großen Löchern aus.

Sie kamen mir schon entgegen, und endlich hatten wir Zeit, uns zu begrüßen. Von einem Dank wollte keiner etwas wissen, aber mir brannten Fragen auf den Lippen.

Die erste stellte ich sofort. Sie war die wichtigste. »Wie habt ihr es geschafft?«

»Es waren die *flaming stones*,« erklärte Myxin.

»Und Professor Chandler,« fügte Kara noch hinzu.

»Er?« fragte ich.

»Ja.«

Und dann hörte ich die Geschichte, die so unwahrscheinlich klang, aber doch in sich geschlossen war und eine gewisse magische Logik zeigte. Sie wollten auch von mir wissen, wie ich auf dem Friedhof gelandet war. Ich gab einen kurzen Bericht, auch Suko vergaß ich nicht und wurde gleichzeitig blass.

»Mein Gott, der weiß ja nicht, wo ich bin.«

»Ist er noch in der Stadt?« fragte der Engel.

»Ja.«

»Dann bringe ich dich hin.«

Bevor ich protestieren konnte, hatte er mich hochgenommen, breitete

seine Flügel aus und startete.

Zurück blieben Myxin und Kara. Beide winkten. Ich freute mich wieder einmal, so gute Freunde zu haben.

Vor Dardhing bat ich den Engel, mich abzusetzen. Ich wollte so zurückkehren, wie ich gegangen war.

»Du hast dich ja angestrengt,« sagte ich zum Abschied.

Der Eiserne nickte. »Das musste auch sein. Ich wollte mein Selbstvertrauen wiederfinden.«

»Hast du es?«

Er strahlte über das leicht bronzefarbene Gesicht. »Und ob ich es geschafft habe. Adieu, die anderen warten!« Mit diesen Worten auf den Lippen schwang er sich in die Luft, wo er von der Dunkelheit verschluckt wurde.

Ich ging den letzten Rest zu Fuß. Als normaler Mensch war ich gegangen, als leicht lädierter kehrte ich zurück.

Und trotzdem war ich zufrieden.

***

In Dardhing selbst war der Bär los. Man hatte noch immer über ein Eingreifen nachgedacht und sich entschlossen, eine große Suchaktion zu starten, als ich wieder auftauchte.

Es glich einer Sensation.

Suko und Captain O'Brian führten mich von den anderen weg, die mir auf die Schulter klopfen wollten. Im Hauptquartier sollte ich Rede und Antwort stehen.

»Was haben Sie denn gemacht, Sinclair? Mein Gott, wir waren in Sorge.«

Ich lachte. »Was ich gemacht habe? Einen Spaziergang.«

»Ach nee.« Sein Gesicht verschloss sich. »Und das Mädchen, der Wagen, die Monster?«

»Können Sie vergessen.«

O'Brian stand auf. »Wie vergessen?«

»Es ist vorbei, Captain. Nichts wird Sie mehr stören.« Ich zwinkerte Suko zu. »Nicht mal ein Komet, den einige als den Stern von Bethlehem bezeichnen.«

Jetzt begriff Captain O'Brian überhaupt nichts mehr. Ich würde ihm auch nichts sagen, sondern wollte schnell weiterfahren. Deshalb warf ich Suko den Wagenschlüssel zu.

Er verstand die Geste.

Schweigend erhob er sich und hielt mir die Tür auf. Der Captain zog ein erstauntes Gesicht.

Dann hatte uns die Dunkelheit verschluckt. Ich hoffte, dass auch Suko und ich in dieser kleinen Stadt zu einer Legende werden würden…

ENDE